DER STERN

EINE ZEITSCHRIFT DER KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE

74. JAHRGANG NR. 6 JUNI 1948

Mein Glaubensbekenntnis

Worte von Präsident *George Albert Smith*

„Ich möchte ein Freund der Freundlosen sein und darin Freude finden, den Armen aus ihrer Not zu helfen.

☆

Ich möchte die Kranken und Betrübten besuchen und in ihren Herzen neuen Mut und neue Hoffnung erwecken.

☆

Ich möchte die Wahrheit lehren zur Erleuchtung und zum Segen aller Menschen.

☆

Ich möchte die Irrenden finden und sie für ein rechtschaffnes und glückliches Leben zurückgewinnen.

☆

Ich möchte niemand zwingen, meinem Ideal nachzuleben, vielmehr möchte ich meinen Nächsten durch uneigennützige Liebe dazu bringen, das Rechte zu tun.

☆

Ich möchte mit der Menge leben und ihr helfen, ihre Probleme zu lösen, so daß ihr Erdenleben ein glückliches werden kann.

☆

Ich möchte das gleisnerische Licht hoher Stellungen vermeiden und den Schmeicheleien gedankenloser Freunde den Nährboden entziehen.

☆

Ich möchte wissentlich niemandes Gefühle verletzen, auch nicht dessen, der mir unrecht tat; wohl aber möchte ich ihm Gutes erweisen und ihn als meinen Freund gewinnen.

☆

Ich möchte die Neigung zu Selbstsucht und Eifersucht überwinden und mich freuen am Erfolg aller Kinder meines himmlischen Vaters.

☆

Ich möchte niemandes Feind sein.

☆

In dem Bewußtsein, daß der Welt durch den Erlöser der Menschheit der einzige Plan angeboten wurde, der uns vollkommen entwickeln und uns hier und in Ewigkeit glücklich machen kann, empfinde ich es nicht nur als eine Pflicht, sondern als ein großes Vorrecht, die Wahrheit zu verbreiten.“

(Aus „Hours with our Leaders“ von *Bryant S. Hinckley*.)

Sorgt für die Seele der Jugend

Aus einer Betrachtung von Präsident *David O. McKay*

Ein hervorragender Staatsmann schrieb einst: „Wir bearbeiten Marmor — er wird vergehen; wir bearbeiten Erz — die Schrift wird verwischt und ausgetilgt werden; wir errichten Tempel — sie werden in Schutt und Staub zerfallen; wirken wir aber auf einen unsterblichen Geist, pflanzen wir in ihn die Grundsätze der Gottesfurcht und Nächstenliebe, dann graben wir eine Schrift auf Tafeln, die nimmermehr vergehen, sondern durch Zeit und Ewigkeit hindurch bleiben wird.“

Hier wird ein großer Gedanke eindrucksvoll ausgesprochen. Heute machen wir uns große Sorgen wegen wirtschaftlicher und politischer Fragen. Die fähigsten Köpfe sind damit beschäftigt, die gewaltigen Schwierigkeiten der Weltkrise zu beheben. So wichtig diese Fragen auch sind, noch wichtiger und verantwortungsvoller scheint mir die Verpflichtung, auf das Wohl unsrer Jugend bedacht zu sein.

Die Frage steht vor uns: Wie können wir die heranwachsende Generation am besten leiten, beschützen und erziehen?

Berauschende Getränke und die Sünde der Unreinheit sind die Quellen des meisten und größten Elends und Kummers in der Welt. Wer sich ihnen hingibt, beraubt das Leben seiner Süße und zieht Männer, Frauen und Kinder, die sonst glücklich gewesen wären, in das Elend und in den Schmutz der Entwürdigung und der Verderbtheit.

Vor Jahren, als ich die Mission in Europa leitete, brachte ein eben angekommener Missionar ein kleines Paket mit sich, das eine Mutter ihm mitgegeben hatte, damit er es ihrem in Deutschland als Missionar wirkenden Sohne überbringe. Auf der Rückseite der angehängten Karte standen die Worte: „Mein Junge! Bleibe rein und unverdorben, Mutter.“

Eine einfache Botschaft in sieben Worten — aber welch ein Schatz an Unterweisung, gutem Ruf und liebevoller Ermahnung steht dahinter! Die Botschaft erzählt von einer Mutter, deren Herz sich nach der Gesellschaft und Liebe ihres Jungen sehnt, für dessen Glück und Erfolg sie freudig jedes Opfer bringen würde. Die Botschaft ist für keinen andern bestimmt als nur für ihren Jungen. Sie enthält den innersten Wunsch einer liebenden Mutter für ihren Sohn. Sie möchte für immer auf ihn stolz sein dürfen. Es wäre ihre höchste Freude. Sie wünscht nicht, daß er berühmt werde; sie wünscht ihm auch keinen Reichtum, sie wünscht nur, daß er „bleibt“ — was er in ihren Augen immer gewesen ist — rein und unverdorben.

Sich „von den Sünden der Welt rein und unbefleckt halten“, ist ein Teil der wahren Religion, ein Teil des Evangeliums Christi. Wahrhaftig: das Evangelium ist die Kraft Gottes zur Seligkeit, und Mütter predigen es mit edler Beredsamkeit, wenn sie zu ihren Söhnen und Töchtern — und durch sie der Welt sagen: „Bleibt rein und unverdorben!“

★

„Der größte Vorzug des Menschen ist das Denken. Die Weisheit besteht darin, die Wahrheit zu sagen und naturgemäß zu leben, indem man auf sie hört.“

HERAKLIT, Fragmente 112

★

„Große Gesinnungen und Gedanken sind uns eigentlich immerfort nötig, wenn das graue Netz des täglichen Lebens sich nicht über uns zusammenziehen und seine Farbe auf uns übertragen soll.“

GOETHE

★

Ich ermahne Sie, rein zu sein

Von Präsident *J. Reuben Clark Jr.*

Reinheit ist die Grundlage unsres Lebens und unsrer Zivilisation. Wenn die Nation unrein wird, wird sie vergehen. Unmoral war in der Vergangenheit der Grund der Zerstörung mächtiger Völker. Sie wird, wenn man ihr huldigt, die mächtigen Völker der Gegenwart ebenfalls zugrunderichten.

Sie jungen Leute, darf ich Sie wohlwollend ermahnen, rein zu sein? Bitte, glauben Sie mir, daß Reinheit mehr wert ist als das Leben selbst. Dies lehrten mich meine Eltern, und es ist wahr. Lieber rein sterben als unrein leben. Es geht hier um die Erlösung Ihrer Seele.

Bitte, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß, wo immer Männer oder Frauen, jung oder alt, als Preis ihrer Freundschaft die Aufgabe des rechtschaffenen Standards Ihres Lebens von Ihnen fordern oder auch nur einen Teil davon, die Freundschaft jener den geforderten Preis nicht wert ist. Sie dürfen und können einer solchen Freundschaft nicht trauen. Man wird sie eines Tages abtun wie ein abgelegtes Kleidungsstück. Freundschaft ist und war nie das Ergebnis von Ausschweifung oder gar der Unredlichkeit und Ungerechtigkeit.

Ich bitte insbesondre Sie, meine jungen Mädchen, mir zu glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ein junger Mann, der als Preis für seine Liebe Ihre Reinheit fordert, einen unreinen Geist hat und etwas anbietet, was den Kaufpreis niemals aufwiegt. Die vorgebliche Glut seiner Liebe wird nach Ihrer Berührung in der Asche kraftlos verglimmen, sie wird Sie in Elend und Schande bringen und nicht zuletzt durch den Fluch einer gefürchteten Krankheit die Gesundheit Ihres Lebens zerbrechen. Bleiben Sie sich selber treu, dann wird der Geist der Reinheit, der Geist des Guten und Schönen Sie durchs Leben geleiten.

★

Suchet in der Schrift

Von *Alma Sonne*, Präsident der Europäischen Mission

Ich möchte jedem Menschen raten, die Bibel zu lesen. Sie enthält die kostbarsten Wahrheiten, die überhaupt für die menschliche Entwicklung wesentlich sind. Ihre religiöse Bedeutung ist in allen christlichen Ländern anerkannt. Die Bibel ist ein machtvolles Zeugnis vom Dasein Gottes und der göttlichen Mission Jesu Christi. In Zeiten der Trübsal und der Enttäuschungen ist sie für Tausende eine Quelle des Trostes und der Kraft gewesen. Ihre Seiten sind angefüllt mit Leitsätzen zur menschlichen Lebensführung und mit Ratschlägen für seine geistige und moralische Wohlfahrt. Sie sprüht förmlich von geeigneten und treffenden Deutungen im Hinblick auf menschliches Verhalten im täglichen Leben und auf die menschlichen Beziehungen zueinander.

Der Einfluß der Bibel reicht bis in die Gesetzgebung und Regierungsformen der Nationen und in die Kunst, Literatur und Legende der Völker und Gemeinschaften hinein. Kein andres Buch wird soviel gelesen. Eine eigenartige Würde und Kraft liegt in ihren Worten. In ihr findet man die Botschaften mächtiger Propheten, die „geredet haben, getrieben von dem heiligen Geist". (2. Petr. 1:21) In ihr finden wir auch



Die Erste Präsidentschaft.

Präs. *David O. McKay* — Präs. *George Albert Smith* — Präs. *J. Reuben Clark jr.*

die Worte Jesu, als er unter den Menschen wandelte und mit ihnen verkehrte, seine meisterhafte Bergpredigt und seine Ermahnungen, die gleicherweise Freund und Feind gelten.

Die Geschichte beweist, daß die Bibel in mächtigem Einfluß das Leben von Menschen und Nationen verändert hat. Sie hat das Herz der Menschheit zutiefst berührt. Bedeutende Männer des öffentlichen Lebens bekannten, daß sie einen guten Teil ihrer Kenntnis diesem heiligen Buche entnahmen. Die Bibel bekehrt die Seelen zu einem bessren Leben, zum Glauben an Gott und zur Achtung seiner Gesetze.

Die Bibel war es, die den Propheten Joseph Smith in die Gegenwart des Vaters und des Sohnes brachte und die das Tor zu einer neuen Evangeliumsdispensation öffnete. Tausende von Menschen fanden den Weg auf Grund ihrer Vertrautheit mit den Bibellehren in unsre Kirche.

Bibelforschung und ausgedehnte Studien der heiligen Schriften haben den intelligenten und zweckmäßigen Gebrauch der Bibel stark angeregt. Gelehrtentum und ehrliche Untersuchung werden schließlich allen Zweifel mit Bezug auf ihren göttlichen Ursprung, auf ihre Vertrauenswürdigkeit und Zuverlässigkeit als Führer zu menschlichem Fortschritt hinwegräumen.

Es ist für viele Menschen natürlich, sich wegen der vielfach bewährten Weisheit an die Vergangenheit zu wenden. Die Bibel enthält tatsächlich die Weisheit der Zeitalter und den Beweis dafür, daß Gottes Macht die menschliche Familie erhebt. Aus ihren Seiten empfangen wir einen erhabenen Trost und ein tiefes Gefühl für den Sinn des Lebens.

Joseph Smith, der Prophet, zeichnete sich als ernster Forscher der Schriften aus und er versuchte, die Unklarheiten und das Verwirrende der verschiedenartigen Auslegungen zu beseitigen. Er forderte, daß die Bibel zuerst studiert und dann im einzelnen betrachtet werden müsse. Das durch ihn hervorgebrachte Buch Mormon erhärtet die prophetischen Lehren des Heiligen Buches und bestätigt es als das Wort Gottes.

Brigham Young, der Pionier-Prophet und Führer, forderte die Heiligen der Letzten Tage auf, die Schriften zu lesen, „als ob sie sie selbst vor eintausend, zweitausend oder fünftausend Jahren geschrieben hätten. Lesen Sie sie, als ob Sie an dem Platz stünden, an dem die Männer standen, die sie schrieben?“ fragte er. Die Bibel ist die vollkommenste Darstellung der Fürsorge Gottes in bezug auf des Menschen ewige Bestimmung.

„Suchet in der Schrift“, sagte Jesus, „denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darin; und sie ist's, die von mir zeuget.“ (Joh. 5:39)

★

„Was sollen wir tun, um selig zu werden?“

Aus einer Besprechung von Dr. *G. Homer Durham*, Leiter der Abt. für Staatswissenschaft und Direktor des Regierungs-Instituts an der Universität Utah

„Was sollen wir tun, um selig zu werden?“ Mit dieser besorgt-forschenden Frage schließt Arnold J. Toynbee, der Verfasser des sechsbändigen Werkes „A Study of History“ seinen Artikel, den er kürzlich für die „New York Times“ schrieb. Diese Frage — wenigstens meint das der hervorragende Studiendirektor des „Royal Institute of

International Affairs" — sei eine der größten Sorgen und wesentlichsten Belange der Zivilisation schlechthin.

Diese Feststellung ist allerdings für religiöse Menschen nichts Neues; richtet sich doch deren geschichtliches Interesse in erster Linie auf die Erlösung, und zwar nicht nur auf die Befreiung von persönlichen Sünden, sondern darüber hinaus auch auf die Beseitigung disharmonischer, geistiger Einflüsse in ihrer natürlichen und gesellschaftlichen Umgebung. Nicht zuletzt aber bleibt doch der Mensch selbst im Mittelpunkt ihres Interesses.

Es ist aber wirklich etwas Neues, wenn ein hervorragender Erzieher und Historiker, eine weltberühmte Persönlichkeit, wie Toynbee, solche geistlichen Belange als notwendig zu erkennende Tatsache bezeichnet und damit der heutigen wie auch der späteren Generation Gelegenheit zu ernsthaftem Nachdenken gibt.

Fachmännische Rezensenten und Kritiker haben Toynbees „Study of History" mit gedanklichen Marksteinen, wie etwa Marx' „Kapital" oder Spenglers „Untergang des Abendlandes", verglichen. Was bedeutet nun Geschichte? Was bedeutet schon angesichts der sich ständig aufeinanderfolgenden Generationen der Ablauf des menschlichen Lebens auf dem Erdball?

Marx erklärt im wesentlichen, daß die zu lernende Aufgabe darin bestehe, den umwälzenden Sieg der von Kommunisten geführten arbeitenden Klasse herbeizuführen und die Menschen durch die Schaffung reichlicher, gemeinnütziger Güter und Bequemlichkeiten zu einer klassenlosen Gesellschaft umzubilden. Spengler dagegen sah in den Merkmalen unsrer Zeit die Zeichen des Verfalls und zugleich auch den Todeskampf der Zivilisation. Toynbee stellt in seinem klassischen Werk Marx' Materialismus und Spenglers Pessimismus — wenigstens in gewissem Maße — zugunsten eines christlichen Optimismus zurück, ohne allerdings ein klares Ergebnis herauszustellen in bezug auf die Frage, wie der Einfluß unter freien Menschen zu gewinnen ist.

Was sollen wir tun, um selig zu werden? In begrüßenswerter Volkstümlichkeit gliedert Toynbee das Problem in drei Teile: Politik, Wirtschaft und Religion. Im ersten Teil, die Politik betreffend, legt er klar, daß, wie die Geschichte es ausweise, die zu lernende Aufgabe in der Notwendigkeit liege, zur Gründung eines „verfassungsmäßigen, genossenschaftlichen Systems von Weltregierung" zu kommen. Auf dem Gebiete der Wirtschaft stünden wir vor der Wahl, „begehbare Mittelwege (den unterschiedlichen Bedürfnissen und den verschiedenen Zeiten und Orten entsprechend) zwischen der privaten Initiative bzw. der Privatwirtschaft und der Sozialisierung bzw. der Verstaatlichung zu finden." Auf dem religiösen Gebiet wird vorgeschlagen, das „weltliche Gebäude erneut auf religiösem Grunde zu errichten." — Toynbee folgert diese Hinweise aus der Annahme, daß die westliche Zivilisation bereit zu sein scheine, den Sumerianern, Hittiten, Azteken, Inkas und andern vergangenen Zivilisationen in die Vergessenheit zu folgen.

Von den drei Genannten, Marx, Spengler und Toynbee, hält der

letztere die religiöse Aufgabe, nämlich das Leben der Menschen erneut auf den Glauben an Gott zu gründen, „für die weitaus wichtigste". Überraschend erklärt er aber die Gebiete der Politik und Wirtschaft in unsrer Zeit für die dringlichsten; denn wenn wir in der Lösung der politischen und wirtschaftlichen Aufgaben versagten, schwebe die Gefahr über uns, die Chance der geistigen Erneuerung endgültig zu verlieren. Bei der Besprechung der Fragen, welche Aufgaben uns die Geschichte zu lernen aufgebe, erklärte Will Durant, daß sich eine große Religion bei der Geburt einer jeden neuen Zivilisation als stärkste Kraft erweise. Als Folge ließ man die Religion in das Weltliche aufgehen, und damit geriet sie über kurz oder lang in Vergessenheit. Inzwischen rücken erneut Männer mit großen Verstandeskräften, wenn auch weniger mit religiöser Neigung. von der Sterbelinie der Zivilisation ab.

Es ist zugleich nützlich und interessant festzustellen, daß Toynbee der Meinung ist, daß sich die Menschen, die die westliche Zivilisation vertreten, Gedanken machen über ihre Natur, über ihren Lebensablauf und nicht zuletzt über ihr endliches Schicksal. Wenn Toynbee und Durant recht haben mit ihrer Annahme, daß die neuzeitliche religiöse Aufgabe „die bei weitem wichtigste ist", dann taucht die Frage auf, ob es möglich, denkbar oder gar vertretbar wäre, die Religion — wenn auch nur zeitweilig — zu vernachlässigen, um sich den angeblich „dringenderen" Aufgaben der Politik und Wirtschaft zuzuwenden?

Wir dürfen nicht vergessen, daß auch der Kommunismus, da er sich auf eine Anschauung vom Leben und Sein gründet, eine Art Religion ist, wenn auch eine solche ohne Gott. Trotzdem versucht er kräftig wirksam zu sein. Daraus erwächst für jeden Christen die zwingende Frage, ob er es sich leisten kann, mit Gott weniger religiös zu sein als ein Kommunist ohne Gott?

In diesem Zusammenhang ist es erforderlich, das Augenmerk auf einige Sätze zu lenken, die der Kirche Christi am 1. November 1831 als Offenbarung vom Himmel gegeben wurden:

> „Darum, da ich, der Herr, das Elend kenne, das über die Bewohner der Erde kommen wird, habe ich meinen Diener Joseph Smith jun. berufen und zu ihm vom Himmel gesprochen und ihm Befehle gegeben; ... daß Glaube auf Erden zunehme, daß mein ewiger Bund aufgerichtet, und daß die Fülle meines Evangeliums durch die Schwachen und Einfältigen bis an die Enden der Welt ... verkündet werde."
>
> (L. u. B. 1: 17, 21—23.)

Aus den Bürgerkriegen, die in der Welt toben, erwächst der Beweis, daß die der Lösung harrenden Aufgaben der Politik und Wirtschaft keineswegs auf die zögernden Menschen warten, die jetzt im Begriff sind, ihr Leben zu verlieren. Wenn sie das Nötige nicht zwingen, wird das Zwingende sie nötigen. Den Kindern, die in Europa oder irgendwo in der Welt hungern und darben, ist es vollkommen gleichgültig, ob ihnen die ersehnte Nahrung als Produkt eines sozialistischen Systems oder eines freien Unternehmertums gereicht wird. Diese Zeit steht — wie es scheint — unter einem höheren Gesetz als dem der Politik und Wirtschaft. Die Problemlösung ist daher unaufschiebbar und unabhängig

vom materiellen Denken unseres Geschlechts.

Wenn also die Geschichtsauslegung Toynbees das Geistliche den materiell-weltlichen Auffassungen und Annehmlichkeiten überordnet — eine Notwendigkeit, an die der wahrhaft christliche Mensch von jeher geglaubt hat —, dann ist es vielleicht jetzt mehr denn je an der Zeit, ernsthaft mit der Aufgabe zu beginnen, Politik und Wirtschaft auf die geistigen, nicht vergänglichen Grundlagen der Religion zurückzuführen. Nicht im Materialismus, sondern in der christlichen Liebe und nicht zuletzt in der unwandelbaren Welt des Geistigen findet die Sehnsucht der Völker ihre letzte Erfüllung.



Streifzüge durch „Buch Mormon"-Länder
Ruinen in Zentral-Amerika aufgefunden

Von *Harold Eldredge*

Kürzlich wurde die erfolgreiche Beendigung einer sehr ergiebigen archäologischen Expedition in das Innere Zentral-Amerikas gemeldet. Mitglieder der Expedition berichten als überzeugende Beweise, daß im südlichen Mexiko bereits 2000 Jahre vor Christi Geburt (Jareditisches Zeitalter) eine Zivilisation weißer Menschen bestanden habe.

Das Haupt der Forschungsgesellschaft war Dr. M. Wells Jakeman, Leiter der Archäologischen Abteilung der Brigham-Young-Universität. Er war begleitet von W. Glenn Harmon, dem Präsidenten des Berkeley Pfahls, der als Rechtsanwalt in San Franzisko lebt, und Thomas Ferguson, dem Superintendenten des GFV für junge Männer in Oakland, der in Oakland den gleichen Beruf ausübt. Präsident Harmon half bei den Ausgrabungsarbeiten, während Ältester Ferguson die Photographie und die Vermessungsarbeiten übernahm. Letzterer ist Amateur-Archäologe von beachtlicher Bedeutung. Gleichzeitig ist er der Verfasser des kürzlich erschienenen Buches „Cumorah, wo?"

Die Expedition wurde gemeinsam von der Brigham-Young-Universität und der Itzan Society of Men of American Research (Itzan Gesellschaft der Männer amerikanischer Forschung) durchgeführt. Die Mitglieder dieser Gesellschaft finanzierten sich selbst und arbeiteten alle Einzelheiten der Forschungsreise aus. Mehr als eine Woche verbrachte man im Tal von Mexiko, in dessen Mittelpunkt Mexiko-City liegt. An den Ausläufern dieser großen Stadt wurden Beweise gefunden, die sich mit den Laboratoriumsarbeiten Dr Jakemans deckten und darauf hindeuteten, daß ungefähr 2000 Jahre vor Christi Geburt eine weiße Menschenrasse jenes Gebiet bewohnte. Diese Feststellung würde der Buch-Mormon-Zeitrechnung der Jarediten entsprechen. Die hauptsächlichsten Ruinen bestanden aus festgefügten Grabsteinen. Unantastbare Beweise fand man in der Nähe von Mexiko-City in gemeißelten Steinbildern, die aus dem Olmec-Zeitalter oder dem Nephitischen Zeitalter der Buch-Mormon-Periode herrühren. Diese Fi-

guren wiesen seltsam lange Bärte auf, die für die Männer der weißen Rasse ebenso bezeichnend sind wie die charakteristischen Nasen der Hebräer. Die Bildhauerarbeit weist einen höheren künstlerischen Stand auf als zu irgendeinem späteren Zeitpunkt, ein Beweis dafür, daß die Zivilisation zu jener Zeit schon ihren Höhepunkt erreicht hatte. Man nimmt an, daß der Stand in die Zeit Christi fällt.

Ein Altar, den man in der Nähe von Mexiko-City fand, verursachte eine starke Aufregung unter den Expeditionsmitgliedern, denn man stellte fest, daß er aus irgendwie vom Wasser abgerundeten Steinen — übrigens ein bezeichnendes hebräisches Merkmal der Baukunst — erbaut worden war.

Die überraschendste Entdeckung aber war die eines Spielzeughundes, der auf vier Rädern stand. Man glaubt, daß dieser Fund in die Zeit Christi zurückweist. Er widerlegt die Behauptungen, vor Kolumbus hätten die amerikanischen Bewohner das Rad nicht gekannt. Die Tatsache, daß Steine mit ungeheurem Umfang, die ohne den Gebrauch von Rädern kaum hätten bewegt werden können, dennoch aber in diesem Gebiet zum Bau einiger Pyramiden verwendet wurden, die zu den größten der Welt zählen, begründet die Annahme, daß schon lange vor Kolumbus eine höhere Zivilisation bestanden haben muß.

Die Legenden, die von einem großen weißen Gott berichten, werden nicht weniger, wie die Paläontologen sagen, und Präsident Harmon meint, daß sie fast unzählbar seien. Die Tatsachen weisen auf das Vorhandensein eines alten Volkes hin, das aller Wahrscheinlichkeit nach zu der Zeit Christi gelebt hat.

Die Olmec-Zivilisation konzentrierte sich auf das Tal von Mexiko, einer Hochebene in der Form einer Untertasse, die von zerklüfteten Gebirgen umgeben war. Die Buch-Mormon-Länderkunde verleitet zu der Annahme, daß es sich um das „Land vieler Gewässer" handelt.

Im Olmec-Gebiet befindet sich die Cholulu-Pyramide, die eine der größten der Welt ist. Eigentlich sind es sieben Pyramiden, die aufeinandergebaut wurden. In ihrem Innern befinden sich die Überreste des Olmec-Zeitalters. Etliche dieser Überbleibsel befinden sich in den Museen von Mexiko City und sind von den Forschern registriert und bearbeitet worden, während andre bisher kaum die Beachtung der wissenschaftlichen Welt gefunden haben.

Guatemala, das südlich und im Bogen östlich von Mexiko City liegt, ist eine Fundgrube vieler andrer bekannter Ruinen, aber die Wissenschaftler wußten nicht, was sich zwischen Guatemala und Mexiko City abspielte. Dr. Jakeman und seine Gesellschaft waren vor allem daran interessiert herauszufinden, ob sich hier vielleicht Überreste befänden. Außerdem vermutete er, daß sich der Hinweis im Buch Mormon, Alma 50: 34, auf einen Engpaß, vielleicht den Isthmus von Tehuantepec, beziehe, anstatt dessen es der von Panama sein könnte.

Die Expedition brach nach Carmen in Campeche auf. Beim Isthmus von Tehuantepec ist das Land ziemlich unwirtlich, ausgenommen die nördliche Küste, die an den Golf von

Mexiko heranreicht, wo tatsächlich der in Alma 50: 34 erwähnte Engpaß durch Flugzeug-Beobachtung festgestellt werden konnte.

Der vom Miss. Präs. Arwell L. Pierce empfohlene Führer Abel Paez, ein Mitglied aus Mexiko City, führte die Gesellschaft nach Agucatal, das nicht weit von Carmen entfernt liegt.

Dort wurden neben den Überresten eines Deichs, die höchstwahrscheinlich nie vorher von modernen weißen Menschen gesehen wurden, auch bisher unerforschte Ruinen entdeckt. Töpferei-Exemplare, die in jeder Ausgrabungslage gefunden wurden, gaben Zeugnis von verschiedenen Zivilisationen, die bis auf Christus zurückreichen. Zementfußböden, als Eigenart jenes Zeitalters, die anscheinend bei öffentlichen Gebäuden Verwendung fanden, waren recht zahlreich. Eine weitre wichtige Entdeckung stellten jene großen Anhäufungen von Muschelschalen dar, die den Beweis lieferten, daß die Nahrung der Einwohner hauptsächlich aus Schalentieren (Krebsen) bestand. Da bei den heutigen Indianerstämmen diese Ernährung nicht mehr üblich ist, darf angenommen werden, daß sich die Zivilisation gewandelt hat.

Das Agucatal-Gebiet sei, wie Präs. Harmon sagt, für die Besiedlung ideal gewesen. Das Klima ist, obgleich feucht, doch mild und ist nicht so großen Schwankungen unterworfen. Die Vegetation ist üppig, und so ziemlich alles, was gepflanzt wird, wächst dort. Abgesehen von der Riesenschlange, die von Ferguson gesehen wurde, gibt es dort keine Schlangen; es wurden auch keine wilden Tiere beobachtet. Lediglich die Sümpfe sind stark von Krokodilen belebt, die durch Riesenschwärme von Moskitos und Stechmücken begleitet werden.

Dr. Jakeman glaubt, daß hier lange Jahre hindurch tatsächlich der Mittelpunkt der westlichen Hemisphäre war, weil hier eben alle erforderlichen Voraussetzungen für die gesamten Lebensnotwendigkeiten zu finden waren.

Der Zeitmangel verhinderte ausgedehntere Neuerforschungen; trotzdem machte die Gesellschaft Ausflüge nach Yucatan, um die großen Ruinen von Uxmal und Chichen Itza zu besichtigen, die bereits ausgiebig erforscht worden sind. Aus diesen Ruinen wurden schöne Exemplare geborgen, die aus der Zeit um 1000 v. Chr. stammen.

Die Expedition kam als Ergebnis zehnjähriger Forschungen und Planungen zustande. Während der Forschungsarbeiten auf der Universität von Kalifornien und der Universität von Süd-Kalifornien, die vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges durchgeführt wurden, fand Dr. Jakeman Spuren von Ureinwohnern in den Mittelamerikanischen Ländern. Diese Entdeckung war der ursprüngliche Anlaß dazu, daß die Expedition geplant wurde. Der Krieg unterbrach zwar die Planungen zeitweilig, aber sofort nach Kriegsschluß flammte die Begeisterung für die Pläne wieder auf, bis sie schließlich gegen Ende 1947 durch die inzwischen durchgeführte Expedition ihren erfolgreichen Abschluß fanden.

Damit haben sich die Beweise für die Echtheit des Buches Mormon durch eine exakte, wissenschaftliche Forschung wiederum vermehrt, und unser Glaube an das göttliche Werk hat eine weitere Festigung erfahren.

Bekanntes Forscher-Ehepaar schließt sich der Kirche an

Aus einem Bericht von *John C. Tootle Jr.* von der Southern States Mission

Mr. und Mrs. A. Hyatt Verrill wurden durch Präsident Heber Meeks von der Southern States Mission am 4. Februar 1945 in West Palm Beach, Florida, getauft. Mr. Verrill ist in der wissenschaftlichen Welt eine Kapazität. Auch Mrs. Verrill ist auf Grund ihrer jahrelangen Forschungsarbeiten als solche anerkannt. In New Haven, Connecticut, am 23. Juli 1871 geboren, besuchte Mr. Verrill in seiner Jugend die Hopkins Grammarschool (Grundschule). Später war er Student der Yale Akademie der Schönen Künste. Unter der Aufsicht seines Vaters Addison Emery Verrill erhielt er eine besondere Ausbildung in der Zoologie. Sein Vater war Professor in Yale. Reich und verschiedenartig ist sein Können. Er ist anerkannter Forscher, Publizist, Kapazität auf dem Gebiete der Völkerkunde, Künstler und Erfinder zugleich.

Als Verfasser von 105 Büchern schrieb er meist über Abenteuer, Naturgeschichte, Reisen und über eine Reihe von Gegenständen, die vor allem die Jugend interessieren. Seine Beiträge wurden von vielen amerikanischen Zeitschriften übernommen. Einige seiner Bücher sind für uns insofern von besondrem Interesse, als sie mit den Lehren der Kirche übereinstimmen und doch lange zuvor geschrieben wurden, ehe er ein Mitglied der Kirche wurde. Ein Buch „The American Indian" (Der Indianer Amerikas) befaßt sich besonders mit der Geschichte, Religion, den Gewohnheiten, dem Aberglauben, den Gebräuchen, Beschäftigungen und Eigenarten der Indianer, und zwar von der vorgeschichtlichen (prähistorischen) bis zur heutigen Zeit. Ein andres seiner Bücher „Alte Zivilisationen in der Neuen Welt" befaßt sich ausschließlich mit der Geschichte der Mayas, Azteken, Tolteken, Inkas und andrer Gruppen vergangener amerikanischer Zivilisationen. Sie sind für jeden Leser des Buches Mormon mehr als aufschlußreich und nützlich.

In den Jahren zwischen 1916 und 1928 unternahm Mr. Verrill verschiedene völkerkundliche Expeditionen nach Panama, Peru, Bolivien, Chile und Surinam. Zahlreich waren seine Forschungsreisen. Sie umschlossen auch solche nach Zentral- und Südamerika. In Panama führte er ausgedehnte Ausgrabungen durch. Dabei entdeckte er unfehlbare Beweise einer bisher unbekannten, vorgeschichtlichen Kultur. Er illustrierte im Jahre 1896 den naturgeschichtlichen Teil von Websters Internationalem Wörterbuch. Seine Original-Illustrationen umrahmen den Text vieler seiner Bücher, und selbst die Umschlagzeichnungen entwarf er für etliche von ihnen.

Im Jahre 1902 erfand Mr. Verrill ein Verchromungsverfahren, wodurch Lichtbildaufnahmen in natürlichen Farben gemacht werden konnten. Im Jahre 1933 leitete er ein Forschungsunternehmen, das zum Ziel hatte, ein spanisches Schiff, das im 17. Jahrhundert gesunken war, zu heben. Er gründete die Anhiarka-Gärten im Jahre 1940 in der Gegend des alten indianischen Dorfes von Anhiarka, wo De Soto seine erste Niederlassung in Florida errichtete. An der gleichen

Stätte schuf er auch ein naturwissenschaftliches Museum.

Es ist bemerkenswert, daß er während seiner vielen Forschungs- und Studienjahre niemals etwas fand, was mit den Lehren des Buches Mormon, bezüglich der amerikanischen Indianer, nicht übereinstimmte. Erst mit dem Studium des Buches Mormon fand er eine befriedigende Erklärung ihrer Herkunft.

Mrs. Verrill studierte mehrere Jahre das Buch Mormon im Zusammenhang mit ihren Forschungstätigkeiten, und lange bevor sie der Kirche beitrat, erklärte sie: „Ich zweifle nicht daran, daß das Buch Mormon als ein religiöser Bericht dieser alten Südamerikaner angesehen werden muß, ebenso wie die Bibel ein Bericht der alten Israeliten ist. In all meinen Nachforschungen habe ich nichts gefunden, was nicht mit den Berichten des Buches Mormon übereinstimmt.“

Auf ihren Wunsch hin wurden sie im Atlantischen Ozean getauft. Die Szene war eindrucksvoll, und sie bot ein Bild des Friedens. Die Wellen rollten sanft auf den weißen Strand, wo sich die kleine Gruppe versammelt hatte. Nach der heiligen Handlung schritt Mr. Verrill mit strahlendem Gesicht, aus dem die Zufriedenheit förmlich leuchtete, aus dem Wasser, und sich zu Präsident Meeks wendend, sagte er: „Ich bin 73 Jahre alt, und ich habe jede auf dieser Erde heute bekannte Religion studiert. Ich habe mich mit keiner von allen verbunden, weil sie die Wahrheit nicht haben. Aber ich bin glücklich, daß ich die Wahrheit in der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage gefunden habe.“

Nicht nur, daß schon seit langem sein Name als gewichtig und bedeutend in dem amerikanischen Nachschlagewerk „Who is Who in America“ (Wer ist wer in Amerika?) vermerkt war, hat sich die Verrill-Familie darüber hinaus durch ihre menschliche Größe in das Register der Unvergänglichkeit eingetragen.



Wissenschaftler berührt ernste Frage

Von Prof. *McCaustland*

Eines unsrer Mitglieder war Student an der Cornell-Universität, und zwar zu der Zeit, als Dean McCaustland dort lehrte. Unser Mitglied berichtet, daß die Ideale und die Lebenshaltung seines Lehrers so erhaben, und seine religiösen Anschauungen so vernünftig und klug gewesen seien, daß er sich sehr zu ihm hingezogen gefühlt habe. McCaustland sei viele Jahre als Leiter der Maschinenbau-Abt. und Direktor der Experimentier-Abteilung an der Missouri-Abteilung tätig gewesen, und sei inzwischen dort als Professor in den Ruhestand versetzt worden.

McCaustland setzt sich ernsthaft mit der Frage auseinander, ob das vor der Taufe gestorbene Kind der Seligkeit verlorengehe. Die Unklarheit seiner Konfession in diesem Punkt verursacht bei ihm eine geistige Qual. Für unsre Leser wollen wir daher noch einmal dem Artikel einen Text voranstellen, der dem Buch Mormon, Moroni, Kap. 8, entnommen wurde, und der unsrer Ansicht nach an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt und außerdem jedem vernünftigen und liebenden Menschen einleuchtet. Hätte McCaustland damals diesen Text lesen können, sicherlich hätte er den Trost gefunden, den er so sehnlichst suchte:

> „Und auf diese Weise tat mir der Heilige Geist das Wort Gottes kund; daher weiß ich, mein geliebter Sohn, daß es ein feierliches Gespött vor Gott ist, kleine Kinder zu taufen. Aber kleine Kinder leben in Christo von Anbeginn der Welt; wenn es nicht so wäre, dann wäre Gott ein ungerechter und veränderlicher Gott und ein Anseher der Person; denn wieviel Kinder sind ohne die Taufe gestorben! Denn es ist eine schreckliche Bosheit zu glauben, daß Gott ein Kind wegen der Taufe selig macht und daß das andre umkommen muß, weil es keine Taufe empfing. Wehe denen, welche die Wege des Herrn auf diese Weise verkehren.“

Vor einiger Zeit hatte ich das große Glück, einer Versammlung beizuwohnen, die von einer Gruppe junger Mormonen abgehalten wurde, die beabsichtigten, sich auf ihre Mission in der Welt vorzubereiten.

Ihre kurzen, aber treffenden Worte über ihre Arbeit interessierten mich in hohem Maße. Diese gesunden, wohlgebauten jungen Männer, die sich ganz in den Dienst ihrer Sache gestellt hatten, waren eine mächtige Kraft, um die christlichen Ideale im höchsten und weitesten Sinn in der Welt zu verbreiten. Sie beeindruckten mich durch die Kraft und Folgerichtigkeit ihres Glaubens, der die christliche Liebe nicht nur rein äußerlich lehrt, sondern der die Menschen kraftvoll anspornt, sie auch wirklich an jedem Mitmenschen auszuüben. Sie haben den ernstlichen Wunsch, ihr Leben mit all seiner Fülle in den Dienst ihres Glaubens zu stellen und ausschließlich den Idealen der christlichen Nächstenliebe gemäß zu leben.

Von allen Versammlungen, denen ich jemals beiwohnen durfte, hat mich selten eine so sehr begeistert und so tief beeindruckt. Diese Wirkung erwuchs aus der Hingabe der jungen Menschen an das Werk, der Freudigkeit, sich dafür einzusetzen, aus ihrem schlichten Glauben und aus ihrer vernünftigen Ansicht vom Leben.

Auf freundliche Einladung hin sprach ich gegen Ende der Versammlung einige Worte. Ich brachte eine besondre christliche Ansicht zur Sprache, die mich während meiner ganzen Jugendzeit schmerzlich bewegte, die aber jetzt glücklicherweise durch ein größeres Verständnis der Bedeutung des Ausspruchs über „die Liebe Gottes“ verdrängt worden ist. Ich meine damit die angebliche Notwendigkeit der Kindertaufe zur Erlangung der Seligkeit, auch selbst dann, wenn es sich um ein neugeborenes Kind handelt.

Ich bin doch nun schon hoch in den Siebzigern, aber trotz all dieser Jahre will ein Erlebnis aus meiner Kindheit nicht aus meinem Gedächtnis schwinden, und ich kann immer noch nicht ohne ein Gefühl des damals empfundenen Schreckens daran zurückdenken. Ich kann es keinem Menschen zur Last legen, und ich würde meine Erfahrung gern vergessen, wenn ich nur davon überzeugt werden könnte, daß durch alle die äußeren Zeichen der Frömmigkeit und durch die Annahme des Christentums zumindest heute von diesem Gedanken nichts mehr übriggeblieben wäre, der mich damals so verletzte und der mir so furchtbar war. Ich denke dabei an die allgemein verbreitete Glaubenslehre von der „feurigen Hölle“, in der unaufhörlich die Seelen jener Kinder gepeinigt werden, die ohne Taufe starben.

Ich hatte zum Beispiel eine Schwester, die zwei Jahre älter war. Wir hatten uns sehr gern; sie starb aber im Alter von 7 Jahren an einem Diphtherieanfall. Ich blieb traurig und tiefbekümmert zurück. Mich schreckte damals nicht der Gedanke an den Tod, denn den konnte ich noch nicht recht begreifen, sondern meine Seele wurde von einem heftigen Grauen erfaßt, wenn mir der Gedanke an das „Brennen“, an die sogenannte Hölle nach dem Tode, kam.

Es war ja nicht allein die Trennung von meiner lieben Schwester, die mich so erschütterte, sondern die Verkündung, daß sie, seit sie so plötzlich ohne die Taufe durch die Kirche starb, zu immerwährenden Flammen- und Feuerqualen verurteilt sei. Diesen Gedanken fing ich auf, als ich zufällig eine Unterhaltung zwischen meiner Mutter und Großmutter belauschte, in der sie davon sprachen, daß man meinen Großeltern väterlicherseits in Irland die „furchtbare“ Nachricht geschickt habe, meine Schwester sei ohne den Segen der Taufe gestorben. Können Sie sich nun vorstellen, wie es in mir aussah, als ich glauben sollte, daß meine liebe Schwester für alle Zeiten in der Hölle schmachten müsse? Und selbst jetzt, an meinem Lebensabend, kann ich immer noch nicht das Grauenhafte, das diesem Gedanken anhaftet, loswerden. Damals verzehrte er mich innerlich, und ich wurde ohne ersichtlichen Grund krank. Wenn man mich irgend etwas fragte, weinte ich, und der ständige Gedanke daran, daß die Qualen meiner Schwester immer noch nicht aufhörten, sondern für alle Ewigkeit anhalten würden, wurde mir nachgerade unerträglich.

Ich kann jetzt nicht in aller Breite schildern, wie meine Mutter schließlich die Ursache meines Kummers entdeckte, und wie sie sich verständnisvoll bemühte, meine Besorgnisse zu zerstreuen. Glücklicherweise war sie eine Frau, die warm und christlich empfand, und nachdem sie nun wußte, warum ich bedrückt, ja sogar krank war, brachte sie es fertig, durch ihren gesunden Menschenverstand, durch ihr echtes Mitgefühl und ihre weise Voraussicht, mir alle meine Sorgen zu vertreiben.

Vielleicht ist der abstoßende Gedanke, der mich damals so sehr quälte, auch vielen ehrlichen Wahrheits- und Friedenssuchern ein Grauen und Hindernis gewesen.

Und so ist es für mich ein wirklich erhebendes Erlebnis, den Worten von ernsten, weitdenkenden jungen Menschen lauschen zu dürfen, die die Wahrheit, wie sie sie kennen, nicht allein verkünden, sondern die darüber hinaus bereit sind, ihr ganzes Leben in den Dienst ihres Glaubens zu stellen, der sich auf die Liebe zu allen Menschen gründet.



Über den Strom hin . . .

Von *Wolfgang Federau*

Über den Strom hin gehn unsre Träume.
Dort dehnt sich lockend ein anderes Land.
Dort blühen Blumen und schatten Bäume,
hier nimmer geschaut und unbekannt.

Über den Strom hin hör'n wir ein Klingen,
kommt eine Weise so zart und lind,
wie eines Vogels zwitscherndes Singen,
wie Äolsharfen im Abendwind.

Über den Strom hin geht unser Sehnen.
Dort sprudeln Quellen, dort fließt das Licht.
Und nur der Quell unsrer Not, unsrer Tränen
feuchtet nie wieder unser Gesicht.

Über den Strom hin trägt uns ein Nachen,
wenn unsre Stunde gekommen ist.
Hier werden wir schlafen, drüben erwachen
und endlich wissen, was — Frieden — ist.

(Aus: Du Mensch. Du Zeit. Du Ewigkeit)

Wissenschaft und Religion

Gedanken großer Geister

„Die Mißachtung der Religion führt zur Mißachtung der menschlichen Pflichten."
Rousseau

☆

„Religion ist die Erkenntnis aller unserer Pflichten." Kant

☆

„Religion ist höher als Ahnung und Gefühl. Die erste Bedeutung dieses oft mißbrauchten Worts ist Gewissenhaftigkeit, es ist Ausdruck der höchsten Einheit des Wissens und des Handelns, welche unmöglich macht, seinem Wissen im Handeln zu widersprechen ... Religiosität bedeutet schon dem Ursprung nach ein Gebundensein des Handelns ..., die höchste Entschiedenheit für das Rechte." Schelling

☆

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, / Hat auch Religion; / Wer jene beiden nicht besitzt, / Der h a b e Religion."
Goethe

☆

„Die Religion ruft den Menschen nicht ab von den Pflichten der Erde, sondern gibt ihm Kräfte, alles was menschlich ist, bis auf den letzten Augenblick recht zu besorgen. Man könnte mich mißverstehen, aber wie ich es denke, ist es gewiß wahr: Der Mensch ist nicht für die Religion, die Religion ist für den Menschen." Pestalozzi

☆

„Nur die Religion kann Europa wieder aufwecken und die Völker sichern und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes, friedenstiftendes Amt installieren." Novalis

☆

„Naturwissenschaft und Religion gehen in einem doppelten Sinne miteinander zusammen. Sie stimmen darin überein, daß erstens eine von den Menschen unabhängige, vernünftige Weltordnung existiert, und daß zweitens das Wesen dieser Weltordnung niemals direkt erkennbar ist, sondern nur indirekt erfaßt, beziehungsweise geahnt werden kann. Die Religion benützt hierfür ihre eigentümlichen Symbole, die exakte Naturwissenschaft ihre auf Sinnesempfindungen begründeten Messungen. Nichts hindert uns also, und unser nach einer einheitlichen Weltanschauung verlangender Erkenntnistrieb fordert es, die beiden überall wirksamen und doch geheimnisvollen Mächte, die Weltordnung der Naturwissenschaft und den Gott der Religion, miteinander zu identifizieren. Danach ist die Gottheit, die der religiöse Mensch mit seinen anschaulichen Symbolen sich nahezubringen sucht, wesensgleich mit der naturgesetzlichen Macht, von der dem forschenden Menschen die Sinnesempfindungen bis zu einem gewissen Grade Kunde geben." Max Planck

☆

„Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen; und es ist ein Beweis für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt." Lessing

☆

„Religion ist eine Angelegenheit des Herzens, nicht des Kopfes." Wieland

☆

„Die Religion ist die Wurzel des menschlichen Daseins. Wäre es dem Menschen möglich, alle Religion, auch die unbewußte und unwillkürliche, zu verleugnen, so würde er ganz Oberfläche werden, und kein Inneres wäre dabei."
A. W. v. Schlegel

☆

„Was ist nun Religion? Sprecht die Antwort betend aus: der Glaube an Gott; denn sie ist nicht nur der Sinn für das Überirdische und das Heilige und der Glaube ans Unsichtbare, sondern die Ahnung dessen, ohne welchen kein Reich des Unfaßlichen und Überirdischen, kurz, kein zweites Universum nur denkbar wäre." Jean Paul

☆

„Auch vom Standpunkt unsrer weltlichen Betrachtung dürfen wir sagen: Unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben als Christi Wandel, sein Leben und Sterben. In jedem seiner Sprüche weht der lautere Gottesodem, es sind Worte, wie Petrus sagt, des ewigen Lebens. Das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von fern zu vergleichen wäre."
Leopold von Ranke

Kirchenführer begeht goldene Hochzeit
Am Dienstag, dem 1. Juni des Jahres, feierten Ältester John A. Widtsoe vom Rat der Zwölf und Schwester Leah D. Widtsoe in aller Stille ihre goldene Hochzeit. Wir übermitteln dem Ehepaare unseren herzlichsten Glückwunsch.

☆

Sonntagsschule für Taubstumme
Eine der weniger bekannten Einrichtungen der Kirche ist die Sonntagsschule für Taubstumme, die jeden Sonntagmorgen im Lion House, dem früheren Wohnsitz Brigham Youngs in der Salzseestadt, abgehalten wird. Man bedient sich der Zeichensprache, selbst beim Singen, und, anstatt die Ansprache zu hören, „sieht" man sie. Musikbegleitung und hörbare Rede dienen zur Erbauung jener Besucher, die hören und sprechen können. Die 75 eigentlichen Mitglieder der Gruppe hören weder Musik noch Ansprache.
Bald wird die Gruppe der Taubstummen ihr eigenes Versammlungshaus haben, und zwar nicht nur für Erwachsene, sondern auch für taubstumme Kinder. Das Haus soll so eingerichtet werden, daß sich diese unglücklichen Menschen dort nicht nur zum Gottesdienst, sondern auch zur Erholung und zum Studium zusammenfinden und aufhalten können.

☆

Chor der Schweizer Mitglieder gewinnt Auszeichnung
Neun Chöre von Amerika-Schweizern wetteiferten am 5. Juni des Jahres in der weltberühmten Hollywood Bowl, einer Freilichtbühne in Hollywood, Kalifornien. Als Sieger ging der Schweizer Chor der Salzseestadt hervor. Er sang vor 15 000 Menschen und übertraf in seinen Darbietungen die der acht andern Chöre. Als Auszeichnung wurde den Sängern eine Bronzegedenktafel gestiftet.
Der Chor besteht ausschließlich aus Mitgliedern der Kirche, die das Evangelium in ihrer alten Schweizer Heimat annahmen und später nach Amerika auswanderten. Walter Trauffer, der Präsident der Schweizerkolonie in Salt Lake City, Utah, war zugleich auch der Reiseleiter. Präsident des Chores ist Werner Lohner. Albert Heppley ist sein Dirigent.

☆

Die Kirche erweitert ihr Schulsystem
Bisher war die Brigham Young Universität in Provo, Utah, die einzige Universität der Kirche, an der man Unterricht für länger als zwei Jahre nehmen konnte. Jetzt aber ist das Ricks College in Idaho durch Beschluß des Kirchenausschusses für Erziehungswesen derart erweitert worden, daß Studenten dort ein vierjähriges Studium absolvieren können. Obwohl sich der Lehrplan in erster Linie mit Kursen befassen wird, die der Ausbildung von Lehrkräften für die öffentlichen Schulen dienen, so werden daneben auch andre Unterrichtsfächer über die ersten zwei Jahre hinaus belegt werden können.
Es ist vorgesehen, die Gebäude der Brigham Young Universität zu erweitern. Präsident Georg Albert Smith nahm kürzlich in Provo an den Eröffnungsfeierlichkeiten teil, die anläßlich der Errichtung eines Institutes für Naturwissenschaften stattfanden, das als neueste Abteilung der Brigham Young Universität angegliedert werden soll.

☆

Zwei neue Pfähle organisiert
Die Ältesten Albert E. Bowen und Harold B. Lee vom Kollegium der Zwölfe gründeten am 25. April in Nord-Kalifornien den San Joaquin-Pfahl, und zwar durch Abtrennung und Verschmelzung gewisser Gebietsteile des Sakramento-Pfahles und der Mission in Nord-Kalifornien.
Am darauffolgenden 2. Mai wurde durch die Teilung des Parowan-Pfahles in Süd-Utah ein neuer Pfahl gegründet, und zwar der Cedar-Pfahl. Ältester Henry D. Moyle vom Rat der Zwölf und Clifford E. Young, Assistent des Apostel-Kollegiums, nahmen die Neuorganisation vor. Der Parowan-Pfahl ist der viertälteste Pfahl der Kirche in Utah. Er wurde im Mai 1852 organisiert. Die Stadt Parowan ist eine der ältesten Siedlungen in Utah. Sie liegt auf halbem Wege zwischen Salt Lake City und den frühern Mormonensiedlungen in Süd-Kalifornien.

„Nur auf der Durchreise“

Ich befinde mich „nur auf der Durchreise“, sagte Ältester Matthew Cowley scherzhaft, als er sich neulich, nach einer sechsmonatigen Reise durch die Missionen der Südeseeinseln, einige Tage in Salt Lake City aufhielt. Seine Bemerkung ist auf den Umstand zurückzuführen, daß er die Mission in Tahiti noch nicht besucht hatte, daß er aber, um eine günstige Schiffsverbindung anzuknüpfen, erst nach San Franzisko zurückkehren mußte, um sich von dort aus dann direkt nach Tahiti einzuschiffen. Seine Reise nach Tahiti wird weitere zwei Monate in Anspruch nehmen Voller Begeisterung für seine Aufgabe und getragen von der Liebe zu den Heiligen auf den Inseln Australien, Tasmanien, Neu-Seeland, Samos, Fiji, Freundschaftsinseln und in der Hawaiischen und Zentral-Pazifischen Mission berichtet Ältester Cowley von seiner Aufnahme und seinen Eindrücken dort. Es ist, als besäße er buchstäblich den „Schlüssel zu den Inseln“, so feierlich nahm man ihn auf und so lebhaft begrüßte man sein Kommen.

Ältester Cowley berichtet, daß er während einer Konferenz 76 Menschen seinen Segen erteilt hätte. Schon seit fünf Uhr morgens hätten die Kranken in langen Reihen darauf gewartet, durch Handauflegen geheilt zu werden. Mit allen möglichen Leiden kamen sie zu ihm. Manche wünschten auch nur gesegnet zu werden. „Und sie waren zufrieden“, sagte Ältester Cowley, „denn sie glauben, daß alles gut würde, wenn ich meine Hände auf ihre Häupter lege. Ihr Glaube wird von Vertrauen getragen.“

Die Kirche hat in Tonga 271 Acker Land gepachtet, um für die 160 Mitgliederkinder dort eine Schule und Versammsungsstätte zu errichten. Die dortigen Behörden und Beamten haben auf Ältesten Cowley einen guten Eindruck gemacht. Er beschreibt sie als „hervorragende Menschen — sehr gebildet, geschickt und religiös“. Es ist auf den Inseln ein Verbrechen, den Sonntag zu entheiligen. Die Regierung nimmt eine durchaus gesunde Haltung zu allen religiösen und wirtschaftlichen Fragen ein. In Neu-Seeland wurden Ältester Cowley und seine Gattin von der Königin Salote von Tonga anläßlich ihres Geburtstages empfangen.

In Upolu (Brit. Samoa) besuchte Ältester Cowley verschiedene Gemeinden, in denen Versammlungen abgehalten wurden. Die bestorganisierteste Sonntagsschule fand er in Painga. Unter ihrem Leiter Percy Rivers, einem eingeborenen Mitglied, stellte sie ein Musterbeispiel von Ordnung und Aufmerksamkeit dar. Obschon nach dem ersten Lied keine Hinweise gegeben wurden, lief doch das ganze Programm störungsfrei ab. Alle Klassen waren zwar in dem gleichen Raum versammelt, aber dennoch folgte jede Gruppe ihrer Aufgabe mit ungeteiltem Interesse. Sowohl die Lehrer wie auch die Schüler lehrten und lernten angeregt und eifrig.

In Pesenga ehrte man die Gäste durch ein Konzert, das die Kirchenschule von Sauniatu gab. Die Instrumente hatte Präsident David O. McKay nach einem Besuch im Jahre 1920 gespendet.

Nach einer sehr stürmischen Überfahrt landeten Ältester Cowley und seine Begleitung in Tutuila (Amerik.-Samoa). Die drei Gemeinden, die dort besucht wurden, bewiesen, daß die Ältesten ihre Arbeit treu und gewissenhaft verrichten. Die meisten der Heiligen hatten nur den einen Wunsch, durch den Tempel in Hawaii gehen zu können. Das ist mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft. weil die Überfahrtsmöglichkeiten zu spärlich sind. Viele der Heiligen sparen ihr Geld jahrelang, um sich diesen Wunsch einmal erfüllen zu können.

Die weitere Reise mit einem Wasserflugzeug führte an das Ziel: Honolulu. Dort veranstalteten die Hawaiische und Zentral-Pazifische Mission gemeinsam eine Konferenz, die von den beiden Präsidenten E. Wesley Smith und Melvyn A. Weenig geleitet wurde.

☆

Zweitausend Mitglieder besuchen Neuseelandkonferenz

Nicht nur in den deutschsprechenden Missionen, sondern auch im fernen Neuseeland finden sich die Heiligen zu Konferenzen in großen Scharen zusammen. Auch die Eingeborenen des fernen Neuseelands, die Maoris, versammelten sich kürzlich zu dem unter dem Namen

„Hui Tau" bekannten Konferenzereignis, das in diesem Jahre in Marae, in der Nähe von Hastings, Neuseeland, stattfand.

Etwa zweitausend Mitglieder der Kirche kamen aus allen Teilen der Neuseeländischen Mission zusammen. Die Anwesenheit wäre wohl noch größer gewesen, wenn nicht den Kindern aus gewissen Gegenden wegen der dort herrschenden, aber glücklicherweise im Abflauen begriffenen Kinderlähmung die Anwesenheit untersagt worden wäre.

Ältester Matthew Cowley vom Rat der Zwölf und seine Gattin waren die gern gesehenen Besucher. Auch 115 Missionare waren anwesend, von denen viele in der Maorisprache der Eingeborenen predigten. Ein Chor von 300 Stimmen verschönerte die öffentlichen Versammlungen. Am zweiten Konferenztage wurden GFV-Tätigkeiten durchgeführt, darunter auch Korbball sowie auch ein Grün-Gold-Ball.

Die Erste Präsidentschaft gab kürzlich bekannt, daß Bischof Gordon C. Young zum Präsidenten der Neuseeländischen Mission ernannt worden ist. Er löst den gegenwärtigen Präsidenten A. Reed Halversen ab, der seit 1945 dort arbeitet.

☆

Missionare nach Japan unterwegs

Diesen Monat schiffen sich 5 Missionare, darunter ein amerikanischer Bürger japanischer Abstammung, nach ihrem neuen Arbeitsfelde Japan ein. Es sind die ersten Missionare, denen die Militärregierung die Erlaubnis gegeben hat, nach Japan zu kommen. Auch ein Missionsheim ist dort erworben worden, und der Missionspräsident, der sich schon seit Januar in Japan befindet, ist bereits mit allen Vorbereitungen beschäftigt, um die Missionsarbeit, die seit 1924 ruhte, wieder aufzunehmen.

☆

Palästina-Syrien-Missionare in der Libanon-Korbball-Meisterschaftsmannschaft

Carlos Egon Asay, Missionar der Palästina-Syrien-Mission, wird im Korbballspiel für die Meistermannschaft Libanon gegen die ägyptische Olympia-Mannschaft spielen. Er machte im März mit seiner Mannschaft eine Zehn-Tage-Rundreise durch Ägypten. Ältester Asay spielte in Beirut mit den Homenet-Leuten, einer internationalen armenischen Sportvereinigung. Präsident Badwagan Piranian, der Palästina-Syrien-Mission, berichtet, daß der Sportklub seine Spiele verlegt hat, da der Älteste Asay sich weigerte, am Sabbat zu spielen. Präsident Piranian schreibt: „Die Armenier lieben und bewundern ihn, ebenso die gebildeten Araber. Er wurde gebeten, einen Artikel für die Zeitung zu schreiben. Dieser erschien dann in zwei französischen und drei arabischen Zeitungen. Man bat ihn nun um sein Bild, das der Geschichte seines Lebens und Wirkens in den Staaten beigefügt werden soll . . . Es hat den Anschein, als ob der Herr es uns möglich macht, diesem Volk unsre Botschaft auf neuartigen Wegen nahezubringen."

☆

Ältester Stephen L. Richards kehrt aus Südamerika zurück

„Die Hoffnung Südamerikas liegt in der Jugend jenes Kontinentes." Das war der Eindruck, mit dem Ältester Stephen L. Richards vom Rate der Zwölf von seiner Reise durch Südamerika zurückkehrte. Er berichtet, das Werk der Kirche mache dort erfreuliche Fortschritte, und etwa zweihundert Missionare seien eifrig dabei, die Gemeinden wieder aufzubauen und das Evangelium zu verkünden. Während des Krieges wurden die einzelnen Gemeinden von lokalen Geschwistern geleitet, die wenig Erfahrung in der Arbeit der Kirche hatten, so daß das Missionswerk fast stillstand und die einzelnen Gemeinden kaum wuchsen.

Was den Südamerikanern immer wieder besonders in die Augen fällt, ist die selbstlose Hingabe, mit der die Missionare ohne Lohn im Interesse anderer arbeiten.

Die Presse äußerte sich im allgemeinen recht freundlich zum Besuch des Ältesten Richards. Gelegentlich fehlte es jedoch auch nicht an groben Verleumdungen. Besondere Schwierigkeit erwächst dem Missionswerk einerseits aus der Tatsache, daß es schwer ist, bei den reichen Landbesitzern Zulaß zu bekommen, andererseits daraus, daß die breite Masse oft noch nicht einmal

weiß, daß es überhaupt eine Bibel gibt. Aber auch hier — wie andernorts — wird zuletzt die Wahrheit siegen.

☆

Wie ein Bericht von der Generalkonferenz entsteht und weiterverbreitet wird. Die April-Generalkonferenz wurde in diesem Jahre nicht nur durch die Radiostation KSL in Salt Lake City verbreitet, sondern darüber hinaus übernahm eine Reihe andrer Radiostationen, im Herzen der Felsengebirge liegend, die gleiche Sendung, und zwar handelt es sich um die Stationen Idaho Falls, Boise, Pocatello (alle in Idaho) und die Stationen Vernal, Richfield und Cedar City (in Utah).

Die Ansprachen werden nicht nur von zwei hervorragenden Stenographen Frank W. Otterstrom und Joseph Anderson festgehalten, sondern auch noch auf Diktaphon-Walzen aufgenommen. Um es den Tausenden von Mitgliedern in Arizona zu ermöglichen, das gesprochene Wort der Kirchenführer zu hören, wurde der volle Verlauf der Konferenz zudem auf mit Azetat überstrichenen Schallplatten aus Aluminium übertragen. Diese Platten wurden mittels Flugzeugs nach Mesa, Arizona, befördert, wo dann der dortige Rundfunk die Ansprachen wiedergab. Ein Satz dieser Schallplatten wird in den Archiven des Kirchengeschichtsschreibers aufbewahrt. In seiner Bibliothek befinden sich die auf diese Weise festgehaltenen Konferenzberichte seit dem Jahre 1938.

Vor der Drucklegung wird jede Ansprache von dem betreffenden Sprecher zweimal in Korrektur gelesen. Auf diese Weise wird jedem Mitglied eine gewisse Anteilnahme an der Konferenz gesichert, sei es durch seine persönliche Anwesenheit, durch das Abhören der Rundfunk-Sendung oder durch das Lesen der Publikation.

☆

Wie viele Männer tragen das Melchisedekische Priestertum? Laut den neuesten Statistiken waren am 31. Dezember 1947 in den Pfählen Zions 117 436 Träger des Melchisedekischen Priestertums und in den Missionen etwa 11 200, also eine Gesamtzahl von 128 663.

☆

Fortschritte unter den Navajo-Zuni-Indianern. Ältester Kimball vom Rat der Zwölfe unternahm kürzlich eine Autoreise durch das Gebiet der Navajo-Zuni-Indianer, um die dortige Mission zu besuchen. Er konnte die erfreuliche Tatsache feststellen, daß seit dem 1. Januar dieses Jahres bereits 52 Indianer in dieser Mission einen Bund mit dem Herrn machten. Auch in dem andern Teil des Kontinents macht die Arbeit unter den Indianern Fortschritte. So wurden unter den Cherokee-Indianern in Nord-Karolina kürzlich ebenfalls die ersten vier indianischen Mitglieder getauft.

★

Lehrer der Wahrheit

Der Artikel ist der Kirchenzeitung „Deseret News" entnommen. Wir sind der Ansicht, daß die Hinweise auch für unsere Gemeinden sehr angebracht sind. (Schriftl.)

Wer in den Organisationen der Kirche lehrt, der ist beauftragt, die Wahrheit zu lehren, d. h. das Evangelium Jesu Christi, wie es vom Himmel offenbart wurde.

Wer, um zu lehren, in die Klassen gerufen wird, der ist zugleich beauftragt, dort die Lehren, Grundsätze und Lehrmeinungen der Kirche zu vertreten. Er sollte weder seine eigne Meinung verkünden, noch die Aufmerksamkeit der Klassenmitglieder auf Menschenlehren richten, die den Lehren des Evangeliums zuwiderlaufen, auch wenn diese Lehren noch so interessant und aufsehenerregend wären.

In den frühen Tagen der wiederhergestellten Kirche machte der Herr es durch eine Offenbarung klar, daß die Aufgabe der Lehrer darin bestehe, in der Kirche das Wort Gottes zu predigen und nicht die Lehren der Menschen. Einige Jahre zuvor wies der Herr darauf hin, daß er die bestehenden Kirchen nicht anerkennen könne, weil sie die Gesetze der Menschen zu ihrer Lehre

erhoben hätten. Daraufhin wies er die Lehrer der wiederhergestellten Kirche Christi an, sein Wort zu lehren, und er sagte: „Die Ältesten, Priester und Lehrer der Kirche sollen die Grundsätze meines Evangeliums lehren, die in der Bibel und dem Buche Mormon stehen, in denen die Fülle des Evangeliums enthalten ist. Sie sollen die Bündnisse und Kirchensätze beobachten und ihnen nachleben, und diese sollen ihre Belehrungen sein, wie sie durch den Geist geleitet werden. .... wenn ihr aber den Geist nicht empfanget, sollt ihr nicht lehren. Und all dies sollt ihr tun, wie ich euch in bezug auf ener Lehren geboten habe, ... (L. u. B. 42 : 12-15)

Auch Paulus lehrte, daß der Glaube aus dem Hören des Wortes Gottes komme (Rö. 10 : 13-17). In den Tagen der Bosheit der Nephiten „dachte Alma, daß es ratsam sei, die Kraft des Wortes Gottes an den Menschen zu versuchen", weil „die Predigt des Wortes Gottes einen großen Einfluß auf das Volk habe, das zu tun, was gut war — ja, es habe einen mächtigeren Einfluß auf die Geister des Volkes als das Schwert oder irgend etwas anderes, was ihnen begegnete". (Alma 31:5)

Lehrer, die beauftragt sind, in den Klassen der Kirche zu lehren, sollten es ausschließlich mit der Absicht tun, den Glauben der Klassenmitglieder zu stärken und ihre Erkenntnis zu erweitern, und nicht zuletzt, um sie mit dem Wert einer einsichtigen Buße bekanntzumachen. Wer Irrtümern und den von Menschen aufgebrachten Zweifeln das Wort redet, untergräbt den Glauben und schwächt den Einzelnen. Leider gibt es Lehrer, denen es ein Vergnügen bereitet, ihre persönlichen Meinungen, die sehr oft mit den Lehren der Kirche nicht harmonieren, anzubringen, ohne sich dessen bewußt zu sein, daß sie den Glauben und das Zeugnis der Klassenmitglieder untergraben. Der dadurch verursachte seelische Schaden kann menschlich nicht abgemessen werden.

Präsident Joseph F. Smith sagte einmal: „Die erste Eigenschaft, die ein Lehrer in unsern Sonntagsschulen haben muß, ist die: mit Herz und Seele ein Heiliger der Letzten Tage zu sein. Er muß an die Lehren der Kirche glauben und sie ohne Einschränkung annehmen. Sonst wird seine Lehrtätigkeit dem Zweck gerade entgegenwirken, zu dem die Sonntagsschulen gegründet wurden und erhalten werden. ...

Das Maß persönlicher Freiheit, das unsre Kirchenorganisation beim Unterricht gewährt, ist ein sehr großes. Aber diese Freiheit darf nicht so ausgelegt werden, als ob sie die Erlaubnis erteile, das als Lehre der Kirche auszugeben, was nur als persönlicher Glaube eines einzelnen Menschen anzusehen ist. Wenn sich ein Lehrer bewußt wird, daß er an irgendeinen der Grundsätze oder irgendeine Lehre der Kirche nicht glaubt, dann wird er, wenn er wirklich aufrichtig ist, freiwillig darum bitten, von seinem Amt entlassen zu werden. Niemand hat das Recht, von jemandem zu verlangen, daß er etwas lehrt, was er nicht glaubt oder das sogar als Wahrheit darstellt. Niemand wird etwas derartiges versuchen, wenn er in seiner Überzeugung aufrichtig ist. Noch weniger darf ein Lehrer, der die Wahrheit liebt, seine Stellung dadurch entehren, daß er die Gelegenheiten, die sie ihm bieten, dazu ausnutzt, persönliche Ansichten kundzutun, die nicht im Einklang sind mit den Lehren der Kirche" (Evangeliumslehre S. 550).

Die Eindrücke, die unsre Klassen vermitteln, sind meistens so stark und durchdringend, daß es sich niemand leisten kann, ein Kind oder einen Erwachsenen etwa den verkehrten Weg zu weisen oder in ihnen falsche

Vorstellungen über das Evangelium zu wecken, die sie auf den Weg der Sünde und des Verderbens führen könnten.

Nur wenige tragen eine größere Verantwortung als die Lehrer, wenn sie vor den verschiedenen Klassen der Kirche stehen. Lehrer sollten deshalb ihrer Pflicht getreu das lehren, wozu sie berufen wurden, nämlich den Menschen das geoffenbarte Wort Gottes näherzubringen und in ihnen die Liebe zur Wahrheit zu wecken. Der Wunsch, in neuzeitlicher Form zu lehren, ist durchaus berechtigt, wenn nicht sogar sehr zu begrüßen, aber eines darf nicht vergessen werden: bei aller Wandelbarkeit der Menschen und Zeiten bleibt eines immer unwandelbar — der Vater im Himmel und die durch seine Diener der Menschheit vermittelte ewige Wahrheit.



Wahrheit

Von *Angelika Nitzsche*

Heilig, Herr, auf dieser Erde
ist allein die Wahrheit dein,
unverändert durch die Zeiten
bis in Ewigkeit hinein.

Sind der Menschen Wege wogend
und bleibt mancher müd am Strand,
Wahrheit ist die ewge Brücke
deiner Hand zum heilgen Land,

zu dem Land, das deine Gnade
in dem Grund der Wahrheit birgt,
wo der Geist im Werk der Jünger
ewig lebt und Wunder wirkt.

Wahrheit ist der Wunder Krone,
daß in Zeit und Ewigkeit
fortbesteht dein Nam und Wille:
Zeuge deiner Herrlichkeit.



Wer muß nun erröten?

(J. W.) Die weltbekannte amerikanische Wochenzeitschrift „Time Magazine" brachte in ihrer Ausgabe vom 28. Juni dieses Jahres einen dem „Christian Century" entnommenen Auszug eines Artikels, der zuerst in der in Rom herausgegebenen jesuitischen Zeitschrift „La Civilità Cattolica" erschien. Der Artikel befaßt sich mit der Stellung der katholischen Kirche zur Religionsfreiheit. Die darin vertretene Ansicht über Toleranz ermuntert zu interessanten Vergleichen mit dem Standpunkt, den unsre Kirche zu dieser wichtigen Frage der Gewissensfreiheit einnimmt. Wir bringen nachstehend die katholische Ansicht in der linken Spalte und stellen ihr unsern elften Glaubensartikel sowie auch Aussprüche von Joseph Smith, dem Gründer der Kirche, und von Brigham Young, seinem Nachfolger, in der rechten Spalte gegenüber. Die Schlußfolgerung überlassen wir den Lesern.

Die katholische Ansicht

„Die Römisch-katholische Kirche ist infolge ihrer göttlichen Vorrechte davon überzeugt, daß sie die einzig wahre Kirche ist. Sie muß darum das Recht der Freiheit ausschließlich für sich beanspruchen; Irrtum kann sich nicht auf Recht berufen, nur die Wahrheit allein darf das tun. Soweit andre Religionen in Frage kommen, wird die Kirche zwar nie das Schwert ziehen, sie besteht aber darauf, andern nicht zu gestatten, ihre falschen Lehren durch gebräuchliche Mittel zu verbreiten. Wenn daher in einem Staate die Mehrzahl der Bewohner katholisch ist, wird die Kirche fordern, daß den Irrlehren gesetzlich keine Lebensberechtigung eingeräumt wird. Wenn religiöse Minderheiten bestehen sollten, können sie nur de facto geduldet werden, jedoch ohne die Erlaubnis, ihre Ansichten zu verbreiten. Falls jedoch die Umstände . . . die vollkommene Durchführung dieses Prinzips unmöglich machen, dann verlangt die

Kirche für sich alle nur möglichen Zugeständnisse. . . .

In einigen Ländern, in denen die Gesetze volle religiöse Freiheit für alle gebieten, werden sich die Katholiken der Umstände halber gezwungen sehen, mit Andersgläubigen zusammenzuleben. Mit dieser Tatsache müssen sie sich abfinden, wenn auch nur ihnen allein die Lebensberechtigung zugesprochen werden müßte. Wenn die Kirche in diesem Fall so duldsam verfährt, gibt sie jedoch ihre ursprüngliche Ansicht nicht auf . . . . sondern paßt sich lediglich den Verhältnissen an. . . . Wir fordern die Protestanten auf, sie möchten verstehen, daß die Katholische Kirche ihrer Aufgabe und Lehre untreu würde, wenn sie verkündigte . . . daß die Irrlehren auf dem gleichen Recht bestehen können wie wir. . . . Die Kirche kann darüber, daß es ihr an Duldsamkeit gebricht und daß sie ihre Ansicht nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch vertritt, nicht erröten."

Die Ansicht der Heiligen der Letzten Tage

Wir erheben Anspruch auf das Recht, den allmächtigen Gott zu verehren nach den Eingebungen unsres Gewissens und gestatten allen Menschen dasselbe Recht, mögen sie verehren wie, wo oder was sie wollen.

(Der elfte Glaubensartikel der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage)

„Ich beanspruche die Freiheit, zu denken und zu glauben, was mir beliebt. Man fühlt sich so wohl, wenn man nicht gefesselt ist. Daß ein Mann in Dingen der Lehre irrt, ist noch kein Beweis dafür, daß er ein schlechter Mann ist."

(Joseph Smith)

„Seid gewillt, Wahrheit anzunehmen, woher sie auch komme. (Brigham Young)

„Als Diener des Evangeliums ist es unsre Pflicht und Aufgabe, alle Wahrheit einzusammeln und allen Irrtum zu verwerfen. Ob nun eine Wahrheit unter den Ungläubigen zu finden ist, oder bei den Universalisten, oder den Katholiken, oder den Methodisten, oder in der Kirche Englands, oder bei den Presbyterianern, den Baptisten, den Quäkern, den Shakers, oder bei einer andren der vielen verschiedenen Sekten und Parteien — die Pflicht der Ältesten der Kirche ist es, alle Wahrheit zu sammeln, die über Leben und Seligkeit in der Welt besteht . . . unter welchem Volk und in welcher Zunge und Sprache sie auch zu finden sei, und sie nach Zion zu bringen." (Brigham Young)

★

Gallup examiniert die Welt

Wie die „Rheinische Post", Düsseldorf, meldet, hat das berühmte Gallup-Institut für Meinungsforschung in mehreren Ländern neuerdings eine große Anzahl von Leuten aller Berufs- und Gesellschaftsschichten darüber befragen lassen, ob sie an Gott und an ein Fortleben nach dem Tode glauben. „Das Resultat sieht folgendermaßen aus (die erstgenannte Zahl stellt jeweils den Prozentsatz der Antworten auf die Fragen nach dem Gottesglauben, die zweite — eingeklammerte — den auf die Fragen nach dem Glauben an ein Fortleben nach dem Tode dar):

Vereinigte Staaten:
94% (62) ja, 3 (13) nein,
3 (25) Zweifler

Norwegen:
84% (71) ja, 7 (15) nein,
9 (14) Zweifler

Schweden:
80% (49) ja, 8 (17) nein,
12 (34) Zweifler

Dänemark:
80% (55) ja, 9 (27) nein,
11 (18) Zweifler

Finnland:
83% (69) ja, 5 (11) nein,
12 (20) Zweifler

Holland:
80% (68) ja, 14 (26) nein,
6 (6) Zweifler

Kanada:
95% (78) ja, 2 (9) nein,
3 (13) Zweifler

Tschechoslowakei:
77% (52) ja, 15 (27) nein,
8 (21) Zweifler

Frankreich:
66% (58) ja, 20 (22) nein,
14 (20) Zweifler.

In England wurde die Frage in andrer Form gestellt; sie lautete: Betrachten Sie Gott als ein persönliches Wesen oder als eine geistige Kraft, die das Leben beherrscht? 45 v. H. der Befragten antworteten, daß sie an Gott als ein persönliches Wesen glauben, 39 v. H. als an eine geistige Kraft und 16 v. H. wagten weder die eine noch die andere Frage klar zu beantworten. Kein einziger Engländer fand sich, der die Frage nach der Existenz eines Gottes mit einem glatten Nein beantwortete."

Ohne Zweifel würden sich die Prozentzahlen nach oben verschieben, sobald die Welt zur Kenntnis nehmen würde, daß „wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei, und denen, die ihn suchen, ein Vergelter sein werde". Wir bezeugen ernsthaft, daß der letzte Zweifler in der Welt zur inneren Ruhe und Gewißheit kommen würde, entschlösse er sich, den kostbaren Rat des Erlösers anzunehmen und ehrlich zu erproben: . . . „Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. So jemand will des Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede." (Joh. 7:16-17.) Daher: „Suchet in der Heiligen Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darinnen und sie ist es, die von mir zeuget."

★

Wir rufen die Jugend

(Rückblick auf Stuttgart)

(N) - „Wir müssen nicht klagen, daß alles vergänglich sei. Das Vergänglichste, wenn es uns wahrhaft berührt, weckt in uns ein Unvergängliches." Ohne Zweifel dürfen wir unserm Rückblick auf Stuttgart, dem großen Treffen der Jugend, das Wort Hebbels voranstellen. Gewiß vergingen die schönen, sonnigen Tage im Fluge, aber so manches Wertvolle ist uns aus dem Vergangenen für unser Leben erwachsen, und das versöhnt uns mit der Tatsache, daß zwischen dem großen Ereignis und uns bereits schon wieder ein Stück Vergangenheit gelegt wurde. Trotzdem wollen wir versuchen, noch einmal den ganzen Zauber des Stuttgarter Geschehens durch unsre Schilderung einzufangen.

Wenn man vom Gesamterfolg des Jugendtreffens auf die voraufgegangenen Vorbereitungen schließen darf, dann müssen sie sehr umfangreich gewesen und durch ebenso harte wie umsichtige Arbeit bewältigt worden sein. Das Wörtchen „reibungslos" trifft da wohl den wahren Sinn. Allein schon auf den Abfahrtsstationen brandete die Stimmung der Jungen und Jüngeren hoch. Die sogenannten „älteren Semester" standen diesmal recht kleinlaut daneben, sie standen nicht auf dem Programm, sie wurden lediglich „geduldet". Ihre sonst so geschätzten „Erfahrungs-Weisheiten" waren nicht gefragt. Diesmal wurde der „Ton" von einer andren, frischeren, kräftigeren und vor allen Dingen — jüngeren Generation angegeben. Und wir müssen gestehen, der Ton war recht sympathisch, weil er kraftvoll und lebendig war.

Da niemand zurückbleiben durfte, vollzog sich das Einsteigen und Platznehmen, man kann auch sagen Schubsen, Schieben, Quetschen, nach dem bekannten Goetheschen Hinweis: „. . . von der Gefahr, der ungeheuern, errettet nur gesamte Kraft." Zuletzt war tatsächlich alles „drin". Schließlich hatten sich über 1000 Gäste aus ganz Deutschland auf die Reise begeben. Endlich war dann Stuttgart, das deutsche Florenz, erreicht. Jetzt kam der Zeitpunkt, wo das erste Zahnrädchen einer ausgefeilten Organisation nach uns griff: der Empfang, die „armbebindeten" Helfer, die Auskunftei, die Quartierstelle. Selbst die sonst häßliche „Schlange" war sympathisch, denn das Quartier war „totsicher". Es gab kein „Ausverkauft" oder „Hotel besetzt". Jeder fand sein Plätzchen. Kein Wunder, daß die Jugend das Wohnen im Zeltlager vorzog. Übrigens: Zeltlager!

Die Zeltstadt, so darf man sie wohl nennen, die gleich neben dem Waldheim, dem eigentlichen Tagungsort, das prächtige Bild der Natur belebte, mußte vier Tage vorher errichtet werden. Viele

Hände schufen sie in fleißiger Arbeit. Mit den jugendlichen Helfern waren auch die verschiedenen Landschaften Deutschlands vertreten. Es war schon ein ganz nettes Sprachengemisch. Ein Hamburger lauschte angestrengt auf das Wortgeplätscher seines Kameraden, ohne sich über den Sinn klarwerden zu können. Schließlich meinte er trocken: „Sag mal, — ist das etwa schon einer von den Ausländern, die hier erwartet werden?“

Wir wollen natürlich nicht in eine sattsam bekannte „Schönfärberei“ verfallen, denn wo viel gehobelt wird, da fallen auch Späne, und schließlich haben jene witzigen Zeltstadt-Bewohner recht, die die alten deutschen Sprüche auf ihre Art umformten. Der eine meinte: „Es ist nicht alles Gold, was Blech ist!“ Er war deshalb nicht weniger begeistert. Der andre, der verschlafen aus dem Zelt kroch und von seinem Kameraden zu einem Frühstück mit Schinken und gekochten Eiern aufgefordert wurde, meinte resigniert: „Morgenstund hat kurze Beine — — Lügen haben Gold im Mund“. Tatsächlich schimmerten bei dem Kameraden einige Goldzähne zwischen den Lippen. Es passierte allerlei Amüsantes und Ergötzliches.
Allein schon die vielen Zelt-Aufschriften zeugten von echt jugendlicher Frische und unbekümmertem Frohsinn. Das sonst so gefürchtete „Übelnehmen“ war für eine Weile aus dem Lexikon aller gestrichen. Die Jugend fühlte sich wahrhaft „unter sich“ und lockerte die Zügel ein wenig, aber sie ließ sie nicht schießen, und das ist das Erfreuliche dabei. Der „Kampf“ des Humors wurde ganz allgemein ausgetragen. Die dem Berliner angedichtete Übertreibung fand in witziger Form Ausdruck in der Aufschrift: „Janz Bahlihn, — eene Wolke!“ während man auf dem Zelt der Hamburger das international bekannte „Hummel Hummel!“ leuchten sah. Ein Gruß, der hier und da mißverstanden wird.

Übrigens: mißverstanden, — tatsächlich haben einige den Ort und die damit verbundenen Sitten ein wenig „mißverstanden“. Gewiß, es war „bannig“ heiß, — übrigens auch ein Wort, das vorher in der Redaktion nicht zu Hause war, wir müssen es von Stuttgart mit heimgeschleppt haben — wenn wir nur wüßten, wem wir es entführten? —, aber das war noch kein Grund, die Zeltstadt der Jugend mit dem Lido von Venedig zu verwechseln und die Kleidung so ganz allmählich den paradiesischen Zuständen anzupassen. Der ausgezeichnet funktionierende „Sanitätsdienst“ hatte bereits die medizinischen Mittel für übergroße Körperverbrennungen bereitgelegt. Zum Glück brauchten die vielerorts angebrachten, ganz vorzüglich arbeitenden Lautsprecher-Anlagen nicht in Tätigkeit zu treten, um Unfälle dieser Art bekanntzugeben. Aber, wie gesagt, seid bitte etwas vorsichtiger beim nächstenmal.

Die erste Zusammenkunft am Sonnabend stand ganz unter dem Motto Gellerts: „Du hast das nicht, was andre haben, / Und andern mangeln deine Gaben; / Aus dieser Unvollkommenheit / Entspringet die Geselligkeit.“ Tatsächlich tauschten unsre Sängerinnen und Sänger, Sologeiger und Pianisten im Wettstreit mit dem Chor und den feingeistigen Sprecherinnen eine gute Gabe gegen die andre aus. Es war ein Geben und Nehmen der Darbietenden, und die weit über tausend Anwesenden wurden durch den hohen Stand des Gebotenen reich gesegnet. Die Sonntagsversammlungen schloßen sich würdig an. Ergreifend waren die Zeugnisse unsrer jungen Menschen. Sie bestätigten die Wahrheit des Goethewortes: „Die Alten halten sich mit ihren Neigungen ans Lebendige. Die Jugend aber bildet sich wieder an der Jugend.“ Die Kraft der Begeisterung und des guten Wollens führte sie gemeinsam empor. Ihre Zusammenkünfte am Sonnabend und Sonntag werden uns unvergessen bleiben.

Da wir gerade vom Gesang sprachen: da sollen doch in der Zeltstadt — in der Aufregung natürlich — einige ihre Notenblätter verwechselt haben. So kam es dann, daß anstatt der vorgesehenen, melodischen Gruppengesänge aus dem deutschen Liederschatz weit weniger schöne Weisen erklangen, und zwar mit einem Text, der ohne Musik völlig ungenießbar gewesen wäre. Da sieht man wieder einmal mehr, daß der „Ersatz“ in keinem Falle etwas taugt. Dagegen sollen bei den Gruppenwanderungen und Aus-

flügen am Montag, die nach Stuttgart selbst und in seine herrliche Umgebung führten, recht hübsche und passende Melodien erklungen sein. Na, ja — wir haben ja gleich gewußt, daß es sich am Sonntag nur um eine Verwechslung der Notenblätter gehandelt haben konnte.
Und nun zum Sport am Montag. Natürlich, kein Jugendtreffen ohne Fußball-Meisterschaftskampf. Brüder und Schwestern waren gleichermaßen im Element. Kinder, war das eine Stimmung auf dem grünen „Hang"! Die Frankfurter schlugen die Nürnberger in einem voraufgehenden Spiel 4:2, und dann kam der Kampf um die Meisterschaft der Westdeutschen Mission — Hamburg gegen München. Das Spiel entschied München mit 2:0 für sich. Aber wie es zu den siegsichernden zwei Toren kam, das muß noch einmal erwähnt werden. Uns scheint, daß sich da für das nächste Treffen neue Gesichtspunkte eröffnen. Also kurbeln wir noch einmal zurück:
Da schrie doch ein sehr bekannter Münchener, eigentlich schon „älteres Semester" unentwegt: „Wir wollen Tore sehn!" — „Wir wollen Tore sehn!" Worauf ein Hamburger trocken meinte: „Der hätte sich auch man lieber eine alte Gartenpforte von zu Hause mitgebracht!" Was sollen wir sagen: sein Ruf hatte Erfolg, „seine" Mannschaft tat ihm den Gefallen. Die Hamburger hätten eben mehr — wenn nicht sogar lauter — schreien müssen! Na, das nächstemal! Dann schrien die Münchener fortgesetzt „Sigi! — Sigi! — Sigi!" Wir entdeckten „Sigi". Es war ein ganz „Kleiner". Wir fanden das höchst anständig von den Münchenern, auch die „Kleinen" mitspielen zu lassen, sonst werden sie ja beim Spielen von den „Großen" immer zurückgestoßen. (Aus diesem Grunde saß der Stern-Reporter auch betrübt am Rande des Spielfeldes!) Aber „Sigi" ließ sich nicht — er lief munter mit und schoß aufs Tor. Bums! saß der Ball drin. Ja, das war ein Meisterschaftskampf, der alle mitriß. Wenn die Verwünschungen, die in der Begeisterung von der „Gegenpartei" — mal waren es die Hamburger, mal waren es die Münchener — alle in Erfüllung gegangen wären, hätte man den Schiedsrichter als toten Mann vom Platz tragen können. Daß er nachher als „Unparteiischer" noch lebte, hat uns riesig gefreut.
Mit dem Hinweis auf den Montagabend, der in ansprechenden Darbietungen der Jugendgruppen fast aller Distrikte im Freien ausklang, sei unser Rückblick auf Stuttgart, der Stadt des großen Jugendtreffens der Westdeutschen Mission, abgeschlossen. Wir möchten nicht versäumen, noch einmal nachträglich unsern herzlichen Dank abzustatten für die gute Zusammenarbeit und für das verständnisvolle Entgegenkommen: Mr. Shellnut (OMGWB, Youth Activity, Stuttgart), dem Landesjugendverband Württemberg, den übrigen Jugendorganisationen, der TH-Stuttgart und nicht zuletzt der Verwaltung des Straßenbahner-Waldheims.

★

Die Antwort

Von *Janath Russell Cannon*

Diese Erzählung wurde im letzten FHV-Kurzgeschichten-Wettbewerb mit einem Preis ausgezeichnet.

Die Schatten der Nachmittagssonne überdeckten den Rasen. Sie schoben sich bis zur Gartentür vor und berührten fast die Füße des Mädchens, das reglos in der Herbstsonne saß. In Marys Schoß lag ein offnes, ungelesenes Buch. Wie langsam sie sich bewegen, dachte sie, als sie die Schatten beobachtete, wie die Tage — die nicht vergehen wollen. Die Sonnenstrahlen berührten jetzt das schwarze Kleid und fielen dann auf die schlanken, fast durchsichtigen Hände.
Frau Anderson kam mit der ihr eignen Lebhaftigkeit aus dem Hause. Kaum daß sie ihre Handschuhe übergestreift hatte, rückte sie auch schon

ihren Hut mit sicheren, geschickten Händen zurecht. Sie war von kleiner Gestalt, im Gegensatz zu ihrer großen, dunkelhaarigen Tochter und ihren drei stämmigen Söhnen. Beim Anblick Mary's, die mit halbgeschlossenen Augen bewegungslos dasaß, hielt sie inne und wurde ein wenig unsicher, ja, wie es schien, fast ein wenig verzweifelt.

„Mary! Möchtest du wirklich nicht mit mir zum Frauenhilfsverein gehen? Du solltest wieder hingehen, weißt du, es würde dir guttun."

„Nein, danke, Mutter, ich bleibe lieber hier." Ihre Erwiderung war zwar höflich, aber mechanisch. Ihre dunklen Augen hielt sie dabei gesenkt.

Frau Anderson seufzte. Einen Augenblick verharrte sie zögernd, dann eilte sie fort. Nach der Versammlung wartete sie, bis der Raum sich geleert hatte. Dann wandte sie sich an die Arbeitsleiterin, Schwester Jamieson. Schwester Jamieson legte ihre arbeitgewohnte Hand mit einer Gebärde des Trostes auf ihre Schulter und sagte freundlich: „Sie sehen sorgenvoll aus, Schwester Anderson. Handelt es sich um Mary?"

„Ja. Ich — ich bin mit meiner Weisheit am Ende, Schwester Jamieson. Sie ißt fast gar nichts und sitzt nur den ganzen Tag grübelnd im Vorgarten."

„Es ist jetzt drei Monate her, daß Ken verunglückte, nicht wahr?"

„Ja." Frau Anderson fröstelte. „Jenes furchtbare Unglück! Es ist schwer zu begreifen, daß Ken den ganzen Krieg ohne den geringsten Schaden überstehen sollte, um in einem Augenblick durch einen betrunkenen Studenten ums Leben zu kommen. Und das Kind!" Tränen standen in ihren Augen. „Ken und Mary waren über dieses Kind so glücklich. Es wäre in diesem Monat geboren worden."

„Ich weiß." Frau Jamieson streichelte sie. „Manches Mal können wir die Wege des Herrn schwer verstehen."

„Ja, das macht mir den größten Kummer. Mary fragt unaufhörlich, warum der Herr nicht sie hinwegnahm, als er ihr jeden Lebenszweck nahm. Wenn sie sich nur irgendwie beschäftigen könnte? Sie war vor ihrer Verheiratung unter seiner Leitung eine begeisterte Lehrerin!"

„Ja, er sagte immer, daß ein jeder Schulvorsteher froh sein würde, eine Mitarbeiterin wie Mary zu haben. Glauben Sie, daß sie hierzu jetzt stark genug sein würde?"

„Doktor Carter sagte, daß sie unbedingt einer Beschäftigung nachgehen sollte."

Schwester Jamieson nahm ihre Tasche und Bücher mit einer entschiedenen Bewegung auf. „Heute abend werde ich mit Tom darüber sprechen."

Am folgenden Nachmittag, als Mary wieder mit einem Buch im Vorgarten saß, wurde die Ruhe plötzlich durch ein frohes Stimmengewirr unterbrochen. Die fünfte Schule, gerade um die Ecke, war für heute beendet. Eine Schar schreiender, buntgekleideter Kinder wirbelte und sauste die Straße herunter. Mit einem Seufzer schloß Mary das Buch, um ins Haus zu gehen. Sie sind so lebensfroh, dachte sie und fühlte ein Würgen in der Kehle.

„Einen Augenblick, Mary" erklang eine angenehme Stimme in ihre Trauer hinein. Sie wandte sich um

und sah Herrn Jamieson den Gartenweg heraufkommen.

Ein schwaches Lächeln erhellte Mary's düstere Züge. „Guten Tag, Herr Jamieson," grüßte sie warm. „Was führt Sie zu mir?"

„Geschäftliches, Mary. Wollen wir hineingehen, damit wir einander hören können? Diese Kinder werden jedes Jahr lärmender."

Während sie gingen, plauderte er: „Ihre Kinder der dritten Klasse waren ungewöhnlich artig in dem Jahr, da Sie sie lehrten. Sie verfügen über eine natürliche, echte Lehrbegabung. Mary, es wäre zu schade, sie ungenützt zu lassen."

Sie wollte sprechen. Das Willkommenslächeln wurde zu einer kleinen Unmutsfalte. Der warmherzige Blick wurde abweisend.

Aber der Schulvorsteher fuhr fort: „Wir brauchen dringend Lehrer, Mary, Sie wären für uns eine große Hilfe, und Ihnen täte es auch gut."

„Bitte, Herr Jamieson", unterbrach ihn Mary, „ich würde Ihnen wirklich gern helfen, aber ich fürchte, ich kann es nicht. Ich kann es einfach nicht."

„Allerdings kann ich Ihnen kein großes Gehalt bieten. Es ist der unsichtbare Lohn, der das Lehren lohnend macht. Ich würde es Ihnen nicht verübeln können, sollten Sie sich nach einer andern Stelle umsehen wollen."

„Ich hatte nicht die Absicht, irgendeine Stelle anzunehmen. Das Geld ist nebensächlich." Sie errötete unter dem forschenden Blick des Mannes, und sich verteidigend fügte sie hinzu: „Ich konnte in der Vergangenheit einfach nicht arbeiten; ich war dazu nicht in der Lage."

„Nun aber können Sie wieder arbeiten" sagte er bestimmt und fügte freundlicher hinzu: „Ich sprach heute früh mit Dr. Carter, der mir bestätigte, daß Sie, wenn Sie jemals wieder froh werden wollen, nun wieder eine Tätigkeit haben müssen, die Sie wieder glücklich machen kann." Mary erwiderte leise, bedrückt, daß sie in der Gemütsverfassung, in der sie noch sei, nicht arbeiten könne.

Der Schulleiter erhob sich und nahm seinen Hut. „Ganz wie Sie wünschen, Mary." Er zögerte noch einen Augenblick und fuhr dann fort: „Aber eines darf ich Ihnen noch sagen: Ken Foster war immer ein geradedenkender Mann. Er war der festen Meinung, ein Mann solle unabhängig von Menschen und Dingen durchs Leben gehen, — ja, nicht nur ein Mann. Ich denke, er erwartet auch von seiner Frau, daß sie das tut, solange sie auf dieser Welt ist." Herrn Jamiesons durchdringende Augen wurden ein wenig weicher. „Ich weiß, Mary, die Trennung ist schwer zu ertragen. Haben Sie Geduld. Da der Unfall, der Ken und dem Kind das Leben kostete, Sie verschonte, Mary, darf man wohl annehmen, daß das gewiß zu einem weisen Zweck geschah. Also, wollen Sie die Stelle annehmen?"

Mary schaute ihn gequält an. „Die einzige Stelle, die mich interessiert, ist die, Ken's Frau und Mutter seiner Kinder zu sein. Im Krankenhaus betete ich darum, sterben zu dürfen. Ich bete immer noch darum. Wie könnte ich in dieser Verfassung kleine Kinder belehren?" Die Antwort klang ungewollt scharf. Fast tat es ihr leid.

Ohne ein Wort der Entgegnung verließ der Schulleiter gesenkten Haup-

tes das Haus. Armes Kind, dachte er. Ken war der Inhalt ihres Lebens. Sie liebte ihn von dem Augenblick an, da sie des Wortes wahre Bedeutung erfaßte. Was können Menschen solchem Kummer gegenüber tun?

Als er nach einem Anruf den Hörer aufnahm, erkannte er Marys Stimme: „Verzeihen Sie bitte, wegen heute Nachmittag." Sie sprach stockend: „Ich habe inzwischen darüber nachgedacht. Sie hatten recht mit Ihrer Ansicht, daß Ken von mir erwarten würde, daß ich selbständig sein sollte." Nach kurzem Schweigen erklang es bestimmt: „Wann soll ich beginnen?"

Jener Winter war lang und hart. Der Wind blies mannshohe Barrikaden auf. Die abtauenden Überschuhe der Kinder verursachten große Wasserlachen auf den Fußböden. Obgleich sich Mary alle Mühe gab, gelang es ihr doch nicht, die Begeisterung von früher aufzubringen, und die Kinder merkten es. Abends kam sie müde und zerschlagen heim und hatte kaum noch die Kraft, nach dem Abendbrot die Schulhefte zu korrigieren.

Frau Anderson beobachtete ihre Tochter voller Sorge. Sie fürchtete, daß sie sich überanstrengen würde. Dr. Carter zerstreute ihre Bedenken und erklärte fest, daß für ein wundes Herz harte Arbeit die beste Medizin sei. Dies erklärte er auch ein paar Tage vorher dem Schulleiter Jamieson gegenüber, der fürchtete, daß Mary, anstatt zu gesunden, immer mehr dahinwelke. Er habe sie den ganzen Winter nicht einmal lächeln sehen.

Großmutter Ellis meinte, daß man nur mit einer neuen Liebe die alte begraben könne. Es bedurfte großer Überredungskunst, um Mary zu veranlassen, Erics Einladung ins Kino oder zu einem Vortrag anzunehmen. Als sie aber schließlich vor ihrem Toilettentisch saß, um sich für die Einladung ein wenig zu schmücken, starrte sie mit trüben Augen in den Spiegel und sagte zu sich selber: „Es hat keinen Zweck. Ich bin immer noch Kens Frau, und nur bei ihm möchte ich sein. Warum kann man mich nicht in Ruhe lassen? Warum läßt mich der Herr nicht aus der Welt meines Leides gehen?"

Endlich wurde es wieder Frühling, und als Mary eines Nachmittags müde aus der Schule kam, sah sie die erste Lerche zwitschernd zum klaren Himmel aufsteigen. Das kleine Tierlein hüpfte und schwang dabei, als zöge und zerre es wie wild an einem unsichtbaren Faden, der es an die Erde band. Plötzlich wurde sie sich des Frühlingsdranges der Kreatur bewußt, so daß sie stille stand und sann. Seit Kens Tod bemerkte sie zum erstenmal die Welt um sich, und ihre Schönheit schenkte ihr eine unaussprechliche Freude, die ihr Herz ein wenig freier schlagen ließ. Tief sog sie die nach Regen und Erde duftende Luft ein, und alle Sinne kündeten ihr: Es ist Frühling — Frühling überall! Fast schien es, als triumphiere die Schönheit der Welt über ein leidendes Menschenherz.

Aber im nächsten Augenblick schon brannten Tränen in ihren Augen. Ihre Lippen schlossen sich fest, um das Schluchzen zurückzuhalten. Sie hetzte die Straße hinunter. Zu Hause angelangt, warf sie sich aufs Bett, und dann brach es aus ihr hervor: „O Ken, Ken, ich vermisse dich doch

so sehr!"

Trotz des Schmerzes aber fühlte sie sich neu belebt; der Frühling war wie ein Strom erneuernd in ihr Blut gedrungen. Die Ruhe der Nacht vollendete das Werk. Am nächsten Morgen eilte sie mit energischen Schritten zur Schule. Früher als gewöhnlich erreichte sie ihr Ziel. Sie wollte die erste sein; aber es mußte wohl doch schon vor ihr jemand dagewesen sein. Auf der zerkratzten Schreibtischplatte lag ein Strauß Veilchen, sorgfältig mit einem Schleifchen zusammengebunden. Darunter lag ein zusammengefaltetes Stück Schreibheftpapier. Mary öffnete die Schleife und las:

„Libes Frenlein Mary", so begann das kindliche Gekritzel. „Sie sind so schöhn und so traurich. Villeicht sind sie so einsahm wie ich. Es ist schrecklich, einsahm zu sein. Ich wünschte sie wären meine Lererin. Ich habe sie so lib."

Keine Unterschrift. Mary faltete das Briefchen gedankenvoll zusammen. „Es ist schrecklich, einsahm zu sein" — was für eine bittere Wahrheit für ein Kind! Was für Eltern muß das Kind haben, dachte Mary empört. Als sich schließlich die ersten Kinder einstellten, legte sie einstweilen Briefchen und Blumen in die obere Schublade. Damit war es aber nicht getan; das mitleiderregende Briefchen ließ sie keine Ruhe finden. Plötzlich hatte sie eine Idee, die ihr beim Anblick der korrigierten Schulhefte kam. Die Handschrift scheint einer Schülerin von Frl. Kissingers fünfter Klasse zu gehören. Am gleichen Abend noch saß Mary vor einem Stapel von Schulheften der fünften Klasse. Das Thema, das in ungelenker Schrift behandelt war, lautete: „Mein bester Freund." Neugierig durchflog sie die Seiten liniierten Schreibpapiers. Die meisten Aufsätze schilderten Spielkameraden, einen Lieblingsonkel, einen Hund. Dann kam eine Zeile, die sich seltsam von den andern abhob. Sie lautete: „Ich habe einen Freund. Sein Name ist Heinrich. Heinrich ist eine Maus."

Begierig las Mary weiter: „Er hat eine bräunliche Farbe und sein Näschen bewegt sich. Ich lege Brotkrumen für ihn an den Boden und unterhalte mich mit ihm. Ich wünschte, ich könnte ein Kätzchen haben. Meine Tante sagt aber, daß es zuviel Mühe macht. Sie weiß nichts von Heinrich." Hastig verglich Mary die Schrift dieses Aufsatzes mit der des Briefchens, das sie mit den Blumen zusammen erhalten hatte. Wirklich, es war die gleiche Handschrift. Der Name stand am Kopf des Aufsatzes in sauberen Druckbuchstaben: Emilie Darius.

Als Mary die Hefte an Frl. Kissinger zurückgab und sich beiläufig nach dem Kind erkundigte, dessen bester Freund eine Maus ist, lachte Frl. Kissinger hell auf. Sie freute sich, endlich die Gelegenheit zu haben, einen weniger eintönigen Gesprächsstoff aufzugreifen.

„Clotilda Becker würde zerplatzen, wenn sie von der Maus wüßte. Sie ist immer so stolz auf ihre haushälterische Begabung. Emilie war ihrer einzigen Schwester Kind, müssen Sie wissen. Susanne Becker war ihr Name. Sie war ein wunderschönes Mädchen. Ich glaube, Clotilda war immer sehr eifersüchtig auf sie. Als dann Susanne und ihr Mann bei einem Unglück ertranken, blieb nie-

mand als Clodilda übrig, sich des Kindes anzunehmen." Frl. Kissinger lachte grimmig. „Gern tat sie es nicht. Wenn sie nicht die Kritik und das Gerede der Menschen gefürchtet hätte — ich bin sicher, sie hätte das Kind in ein Waisenhaus gesteckt."

Marys Augen weiteten sich erstaunt. „Welch eine gefühllose Frau!" sagte sie bitter.

„Sie müssen verstehen", fuhr Frl. Kissinger erklärend fort, „sie lebte zwanzig Jahre lang allein. Außerdem ist Emilie sehr häßlich — blasse Wangen, breiter Mund, strähniges Haar. Sie hat das Unglück, mehr ihrer Tante als ihrer Mutter zu gleichen. Fremde sagen ihr immer, wie sehr ihre Tochter ihr ähnlich sei. Manche sagen das aus reiner Bosheit. Darüber ärgert sich natürlich Clotilda jedesmal."

„Aber hat das Kind denn keine Freunde?" warf Mary kurz ein. „Schulkameradinnen, Nachbarskinder?"

Frl. Kissinger schürzte ihre Lippen. Sie blickte nachdenklich. „Wissen Sie, Kinder sind grausam. Sie folgen dem Herdeninstinkt, und Emilie gehört nicht zur Herde. Außerdem hat Clotilda keinen Geschmack, ich meine, was Kleidung anbetrifft. Sogar ich bemerke das. Ihr erscheint es recht, Emilie tagein, tagaus den gleichen Rock und die gleiche Bluse anziehen zu lassen. Ich glaube auch, sie duldet es nicht, daß sie die Kinder ins Haus bringt. Da sie sonst keinerlei Ablenkung hat, ist sie in der Schule aufmerksam. Dies, glaube ich, ist auch der Grund, weshalb sie ihren Klassenkameradinnen nicht als liebenswert erscheint. Man sondert sie aus!"

„Armes Kind!" Mary konnte es sich selbst kaum erklären, warum sie sich plötzlich einem unbekannten Kind gegenüber so verantwortlich fühlte. Aber — „es ist schrecklich, einsahm zu sein" — das mitleiderregende kleine Gekritzel verfolgte sie. „Ich werde sie heute abend zu mir einladen" beschloß sie, um ihre Gefühle zu beruhigen.

Nach Schulende schloß Mary hastig ihren Schreibtisch. Schnell ging sie zur Tür der fünften Klasse. Es fiel ihr nicht schwer, Emilie herauszufinden. Da war der unvermeidliche Anzug, Rock und Bluse, das strähnige Haar, der scheue, unglückliche Gesichtsausdruck, den sie erwartet hatte. Mary sah noch mehr; sie sah auch langbewimperte Augen, die plötzlich aufleuchteten wie Sterne, als sie sie anblickten.

„Hallo", sagte Mary lächelnd. „Du bist Emlie, nicht wahr?"

„Woher wußten Sie das?" fragte die Kleine ängstlich, scheu.

„Oh, eine kleine Maus mit Namen Heinrich erzählte es mir!"

Ein strahlendes Lächeln huschte über das kleine, schlichte Gesicht. Dann verschwand es jäh wieder. „Haben Sie meinen Aufsatz gelesen? Ich hätte es nicht schreiben sollen. Ich fürchtete so sehr, Tante Clotilde würde es entdecken."

Mary legte ihren Arm um die kleine, schmächtige Gestalt. „Ich würde es ihr nie erzählen. Ich fand deinen Aufsatz sehr nett, so daß ich dachte, du könntest mir bei meiner Arbeit helfen. Würde deine Tante dir erlauben, heute abend zum Abendbrot und zu einem kleinen Besuch zu mir zu kommen?"

Emilie rang fassungslos mit ihren Händchen. „Oh, Frl. Mary, darf ich

wirklich?"

„Ja", sagte Mary ernst, „ich schreibe ein grammatisches Textbuch, bei dem du mir sehr helfen könntest." Das war zwar nur zur Hälfte wahr; allerdings hatte sie einmal ein solches angefangen, aber Mary wußte nicht so recht was sie sagen sollte.

„Ich gehe jetzt nach Hause und frage Tante Clotilda." Marys Augen glänzten wie früher, als sie die Begeisterung in Emilies Antlitz sah. Plötzlich schauten sie sich einander an und lachten vor Wonne.

Frau Anderson war ein gute Köchin, und Emilie aß mit so sichtlichem Genuß, daß sie das Herz der guten Frau vollends gewann. „Du könntest schon ein wenig mehr Rundung vertragen", sagte sie, in dem sie Emilies knochige Schulter betrachtete. „Mary wird dich öfters zum Essen herbringen müssen."

Die Zeit verging schnell, und als Mary entdeckte, daß es draußen bereits dunkel geworden war, rief sie: „Es muß schon spät sein, und ich versprach deiner Tante, dich vor Anbruch der Dunkelheit nach Hause zu bringen. Ich fürchte, sie wird böse sein."

Das Strahlen in Emilies Augen verlosch. Furcht sprach aus ihrem Blick. „O Frl. Mary, kann ich nicht hier bleiben? Tante Clotilda wird böse sein. Bitte, Frl. Mary?" Die Antwort fiel ihr sehr schwer. „Ich darf dich nicht hierbehalten. Ich gehe mit dir heim und erkläre deiner Tante Clotilda alles. Sie wird doch sicher nichts Schlimmes tun." Der Ausdruck in des Kindes Gesicht war gequält. „Würde sie — würde sie dich etwa schlagen?" „Nein", sagte Emilie dumpf. „Sie schließt mich in mein Zimmer ein und dreht die elektrische Birne heraus."

Verwirrt und innerlich aufgewühlt brachte Mary das Kind nach Hause. Frl. Becker nahm ihre Entschuldigung für ihr Zuspätkommen mit einem kurzen Kopfnicken und hartem Gesichtsausdruck entgegen. Durch nichts verriet sie ihre innere Wut.

„Sie wird es sich für das nächste Mal merken", sagte sie kalt, als Emilie sich mit einem letzten bittenden Blick ins Haus zurückzog. „Falls es überhaupt ein nächstes Mal gibt", fügte sie schneidend hinzu. Die Türe fiel hart ins Schloß.

Auf dem Heimweg und beim Zubettgehen verließ Mary der gequälte Blick des Kindes nicht. Sie wollte sich einreden, es ginge sie nichts an und sie sei schließlich nicht verantwortlich; aber sie fühlte sich plötzlich verantwortlich. Ihr Gefühl war stärker als ihr Verstand. Nur zu deutlich erkannte sie den harten Weg, der Emilies Zukunft bestimmen würde. Eine Jugend voller Leid und Enttäuschungen; ein kummervolles und freudloses Älterwerden; ohne Liebe wirkend, und tagein, tagaus schaffend für eine tyrannische, verständnislose alte Frau. So würde mit den Stunden und Jahren das Leben dahingehen. Ihre Tante würde schon dafür sorgen, daß sie niemals heiratete, und sie würde Emilie erbarmungslos die Dankesschuld ihr gegenüber einhämmern; sie würde sie quälen Tag für Tag. Mary schauderte. Wenn dies nun mein kleines Mädel wäre, das ich hätte haben sollen? Leise fragte es ihr Herz.

Lange Zeit saß sie wie betäubt auf

ihrem Bett. Dann, als ob es ihr jemand in die Seele gebrannt hätte, wußte sie, was sie zu tun hatte. Leichten Herzens legte sie sich zur Ruhe, und sie fühlte: Ken ist dicht bei mir; er ist mit meinem Entschluß einverstanden!

Am nächsten Morgen ging sie mit strahlenden Augen zu ihrer Mutter. „Mutter, ich habe die Absicht, Emilie zu adoptieren und in das kleine Haus zu ziehen, daß Ken und ich zusammen bauten.'

„Was?!" Frau Anderson wollte schon mit der Zurechtweisung beginnen, aber als sie die Entschlossenheit in Marys dunklen Augen sah, zögerte sie. Etwas sagte ihr, daß dies keine Laune war, sondern die langgesuchte Erlösung aus einem tiefen Leid. „Nun", sagte sie glücklich und gedankenvoll, „es mag ein guter Entschluß sein — ein Heim und jemand, dem du deine Liebe und Sorgfalt zuwenden kannst. Ja, es mag wirklich ein sehr guter Entschluß sein."

Zu Marys Überraschung ging alles gut aus. Frl. Becker war, nachdem sie anfangs überrascht war und abgeneigt schien, am Ende doch sichtlich froh, eine unwillkommene Last loszuwerden. Die Adoptionsbeamten zeigten volles Verständnis. Herr Jamieson versicherte ihr, daß sie, solange sie es wünsche, als Lehrerin wirken dürfe. Und Emilies schlichtes, kleines Gesicht glühte derart vor Entzücken, daß Mary vor so viel Glück erbebte.

„O Frl. Mary, wollen Sie mich wirklich? Darf ich bei Ihnen bleiben? Darf ich bei dir sein?"

Da floh jeder Zweifel aus Marys Seele. Sie nahm Emilies kleine, kalte Hände in die ihren und drückte sie an sich.

„Ich denke, der himmlische Vater muß es gewußt haben, daß wir einander brauchen" sagte sie einfach. „Wollen wir niederknien und ihm danken?"

★

Der Spiegel

(Blicke, die uns selber treffen)

„Allen Menschen ist es gegeben, sich selbst zu erkennen und klug zu sein."
(Heraklit. Fragmente 116.)

(N.) So, so — die Spiegelei hat Ihnen gefallen — na, das war nicht anders zu erwarten. Ziehen wir also wieder einmal das verhüllende Tuch fort und blicken wir mutig hinein in das silbern-schillernde Ding. Was sagen Sie — einige hätten bei der Lektüre ein wenig hämisch und schadenfroh gelächelt? Na, also da können wir nur sagen — vor den Spiegel mit ihnen! Wenn diese guten Mitmenschen wenigstens von Herzen gelacht hätten! — Wissen Sie — so ein echtes herzliches Lachen wirkt befreiend, versöhnend, und führt zur Besserung unsrer selbst; manchmal fühlt man sich nach einem wahrhaft fröhlichen Lachen so, als habe selbst die Seele ganz tief Luft geholt. Dieses Befreiende und Erlösende hatte der Altmeister Wilhelm Busch im Sinn, als er seine klassische Definition schuf: „Humor ist, wenn man trotzdem lacht!"

Das hämische, schadenfrohe Lachen dagegen verrät neben einer gewissen Unfreiheit auch die krankhafte Eigenliebe, das durch nichts gestützte Bes-

serwissen und — sagen wir es einmal offen — den menschlichen Dünkel. Da halten wir es doch lieber mit dem weisen Seneca, der sich um die echte Erkenntnis, die immer eine Besserung bewirkt, ebenso bemühte, wie das „DER SPIEGEL“ gemeinsam mit allen wahrheitsliebenden und fortschrittlichen Menschen zu tun versucht. Hören Sie sich an, was er sagte: „Was uns selbst angeht, beurteilen wir immer freundlich; die Eigenliebe aber trübt unser Urteil. Viele wären weiser geworden, wenn sie sich nicht selbst für weise gehalten hätten. Viele wären keine Heuchler gegen sich selbst gewesen, wenn sie sich nicht manches mit offenen Augen verheimlicht hätten. Eigene Schmeichelei verdirbt uns oft mehr als fremde. Wer hat es je gewagt, gegen sich selbst ganz wahr zu sein?“ Schauen Sie — das ist der richtige Geist, mit dem man den Dingen begegnen muß. Und was schon die Alten gewußt haben, das sollten wir Modernen nicht mißachten. Selbstverständlich! — Wir wissen, daß Sie sich um die Verbesserung unsres Gemeindelebens und unsres gesellschaftlichen Verkehrs bemühen — Sie brauchen es nicht sonderlich zu beteuern, deshalb sprechen wir ja so offen mit Ihnen. Halten wir uns also nicht länger mit der Vorrede auf, ziehen wir das Tuch beiseite und geben wir die Richtung frei für die Blicke, die uns selber treffen. Wir müssen uns sowieso langsam daran gewöhnen, zu sein, wie wir wirklich sind, und nicht, wie wir scheinen möchten. „Wir brauchen nicht so fort zu leben, wie wir gestern gelebt haben. Machen wir uns nur von dieser Anschauung los, und tausend Möglichkeiten laden uns zu neuem Leben ein.“ (Morgenstern)

☆

Über Gefühllosigkeit kann man durchaus geteilter Meinung sein, es kommt dabei ganz auf das eigne Empfinden an. Der eine stöhnt schmerzhaft auf, wenn er ein winziges Steinchen im Schuh spürt, während der andre „Verzeihung!“ murmelt, wenn man ihn mit einem Vorhammer auf den Kopf schlägt. Wieder ein andrer stellt sich unter den Regenschirm seines Nächsten, läßt sich eine halbe Stunde das Wasser in den Rockkragen tropfen bis es aus den Stiefeln wieder hervorquillt, greift dann gelassen in die Tasche, holt das Taschentuch hervor und schneuzt sich die triefende Nase. Die physische Empfindungslosigkeit läßt sich sprachlich wohl kaum noch drastischer ausdrücken. Weit schlimmer aber als die körperliche Gefühllosigkeit ist die der Seele, und da, Ihr guten Mitmenschen, muß „DER SPIEGEL“ wieder einmal einige Blicke zurückwerfen.

In fast jeder Gemeinde gibt es — wie man dem „SPIEGEL“ berichtete — jene gefühl- und empfindungslosen Zuspätkommer. Wissen Sie, das sind jene Menschen, die ständig mit rücksichtslosem Gepolter in die allgemeine Andacht hineinplatzen. Die energisch die Türklinke hinunterdrücken, die Türe sperrweit aufstoßen und sich über Füße und Taschen stolpernd geräuschvoll in eine schon volle Sitzreihe zwängen, wobei sie meistens noch einigen die Gesangbücher aus den Händen stoßen. Endlich setzen sie sich dann hin. Wenn Sie nun meinen, mit dem gefundenen Platz — manchmal ist es sogar ein „Stammplatz“, auf den einzunehmen sie energisch bestehen, und wenn der beste Freund auf dem Stuhl säße — wäre die Ruhe wieder eingekehrt, dann irren Sie sich. Jetzt geht die Geschichte erst richtig los. Mit einem sieghaft-strahlenden Lächeln auf dem Gesicht — was schon gegenüber den in Andacht versunkenen Gesichtern der andern peinlich abstößt — wenden sie sich rücksichts- und empfindungslos nach links und rechts, schütteln die Hände, klopfen auf Schultern und an Stühlen, packen geräuschvoll ihre Utensilien aus, fragen in der Runde herum nach den Lied-Nummern und wer und wie lange schon jemand gesprochen habe usw. usw., bis der letzte Versammlungsteilnehmer auf geräuschvolle Art von ihrem Eintreffen unterrichtet ist.

Wenn sich eine solche Seele endlich beruhigt hat, ist die Versammlung zu Ende. Sagen Sie selber, muß man sich da nicht fragen, ob solche Menschen überhaupt Gefühl besitzen? „DER SPIEGEL" kann da nur den solcherart „Bespiegelten" anraten, sich selber darüber klarzuwerden, ob sie sich als ernste, andächtige Versammlungsteilnehmer betrachten wollen, oder ob sie sich endgültig unter den Regenschirm zu begeben gedenken. Im letzteren Falle wird von den Einsendern der „SPIEGEL"-Idee vorgeschlagen, auf die langsamere Tropf-Methode zu verzichten und gleich zur Gießkanne überzugehen. Ob der „SPIEGEL" auf diese Geschichte wohl noch mal zurückkommen muß?

Leider müssen wir diesmal aus Raummangel das Tuch ein wenig vorzeitiger zur Hand nehmen. Aber lassen Sie sich, bitte, nicht verdrießen, wir werden demnächst gemeinsam weiter „spiegeln". Einstweilen möge uns der Gedanke einer Christaller, aus dem heraus ja auch „DER SPIEGEL" wirkt, selbst mit den „bespiegelten" Zuspätkommern versöhnen: „Im Helfen ist die fast unbewußte Selbstverständlichkeit die einzige Haltung, aus der eine Hilfe fließt, die nicht verletzt und demütigt." In diesem Sinne bis zur nächsten Betrachtung.

☆

Presse-Rundschau

(Das religiöse Leben)

Von der Ansteckungskraft des Guten

Auf einem Vortragsabend des „Jugendwerk" sprach Dr. Rudolf Pechel über die „Moralische Aufrüstung", deren Initiator Dr. Frank Buchman (Los Angelos) ist, der 1947 seinen siebzigsten Geburtstag feiern konnte und Glückwünsche aus sechzig Nationen erhielt. So weltweit ist das Echo, das er mit seinem Weckruf an das Gewissen der Menschen gefunden hat. „Das Problem unserer Zeit geht tiefer, als Politik und Wirtschaft greifen können, denn es ist ein psychologisches Problem. Solange Selbstsucht, Neid, Mißgunst, Gier und Haß den einzelnen Menschen beherrschen, kann man kaum erwarten, daß ein Staat, der die Summe dieser einzelnen Menschen bildet, andere Lebensäußerungen findet". Diese Erkenntnis veranlaßte Frank Buchman im Jahre der Washingtoner Abrüstungskonferenz nach dem ersten Weltkrieg, sein Leben völlig umzugestalten und fortan dem Ruf seines Gewissens, wie er die über ihn gekommene Erkenntnis empfand, zu folgen. Er überzeugte zunächst eine Gruppe von Menschen in England (Oxford) von der Notwendigkeit, daß der einzelne persönlich bei sich selbst anfangen müsse, sich zu ändern und nicht darauf warten müsse, bis der andere den Anfang mache. Es sei zwecklos, von Zielen zu reden, wenn man nicht bereit wäre, sie vorzuleben. Buchman glaubt an die Ansteckungskraft des Guten, die nicht schwächer sei als die der schlechten Beispiele.

„Die Welt", Hbg. 15. 6. 48)

☆

Wir sind begeistert von dem Gedanken der „Moralischen Aufrüstung", zumal er das von uns seit mehr als hundert Jahren verkündete urchristliche Evangelium zum Ausdruck bringt. Wir sind ebenso wie Dr. Pechel restlos davon überzeugt, daß das Wohl der Gesamtheit nicht größer sein kann, als es der einzelne in seiner Seele und in seinem Leben begründet. Es ist schon eine alte Weisheit, daß die Kette nicht stärker sein kann als das schwächste Glied. Wir können nur von ganzem Herzen wünschen, daß die Menschheit diesen Gedanken der „Moralischen Aufrüstung" aufgreift und verwirklicht, es wäre der würdigste Gottesdienst, den Menschen überhaupt verrichten könnten.

☆

Stimme der Una Sancta

In einer Feierstunde der UNA SANCTA, Groß-Berlin, in der dicht gefüllten Zwölf-Apostel-Kirche stellte Pfarrer Melchior G r o s s e k als Sprecher der katholischen Gemeinde fest, daß, wer heute noch angesichts der Ruinen, Kriegsversehrten und Vertriebenen und unter dem Eindruck des Menetekels von Hi-

roshima, ein „Ja“ zum Kriege sage, entweder irrsinnig oder ein Verbrecher sei. Doch könnten uns weder die Politiker, denen es drei Jahre nach Kriegsende noch nicht gelungen sei, den Frieden wiederherzustellen, noch die wiederaufgefrischten Humanitätsideale eines 19. Jahrhunderts mit ihrem „Edel sei der Mensch . . .“ vor der schrecklichsten Geisel der Menschheit bewahren. Nicht im Namen Goethes könne der Dämon des Krieges gebannt werden, sondern allein im Namen dessen, der gesagt hat: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem — Versöhne dich mit deinem Bruder — Liebet einander!“

(„Der Tag“, Bln. 18. 6. 48)

☆

Wir sind der gleichen Ansicht. Mit menschlichen Zitaten ist da nichts zu machen. Dem nächsten satanischen Versuch kann man nur mit echter Liebe zu Gott und unserm Nächsten begegnen. Krieg ist in jedem Falle ein Unglück — auch für den Sieger. Möge uns der Himmel davor bewahren.

☆

Diesseits von Gott

Die christliche Ethik muß den modernen Menschen zu verstehen suchen, dann aber auch seine Not und Problematik offen beim Namen nennen. Es geht nicht an, die Augen zu schließen und gewisse peinliche und schwierige Fragen einfach zu übersehen, etwa Fragen der politischen, wirtschaftlichen und geschlechtlichen Moral, oder sehr dringliche, aber wenig angenehme Forderungen der Gemeinschaft an den Menschen, etwa die Ablieferungspflicht oder die Pflichten den Ostvertriebenen gegenüber. Dabei muß die Verkündigung christlicher Sittlichkeit heute weniger durch viele schöne Worte als vielmehr durch die Tat geschehen. Das eigene Leben und Verhalten der Christen, besonders im sozialen Bereich, ist die beste Predigt im Dienste des christlichen Ethos.

Nur wer selber durch Vorbild und Einsatz das christliche Ethos verwirklicht, wird mit Aussicht auf Erfolg die entwurzelten Menschen zu den Quellen christlicher Sittlichkeit zurückführen können: zu Gottes Gesetz und seiner Vollendung in Christus. In vielen Menschen, auch in manchen Christen, ist das Kreaturbewußtsein, das tiefe Wissen um die bedingungslose Unterwerfung unter Gott, trostlos verschüttet. Der moderne Mensch muß, wie der alttestamentliche, wie der urchristliche, wie der mittelalterliche, davon durchdrungen sein, daß jedes Rütteln an der Sittenordnung nicht bloß Schwäche ist, nicht bloß Untreue gegen das bessere Ich, nicht bloß Tragik, nicht bloß Wesensnot des Menschen, sondern zutiefst Sünde, d. h. Schuld vor Gott.

(„Rheinische Post“, Düsseldorf 5. 6. 48)

Es ist bemerkenswert, daß sich auch in christlichen Kreisen immer mehr die Erkenntnis durchsetzt, daß das von den Kirchen bisher vertretene Christentum der göttlichen Bestimmung des Menschen in keiner Weise gerecht geworden ist, noch zur Zeit gerecht werden kann. Man sucht krampfhaft nach dem Stärkeren für das Schwache, nach dem Rechten für das Falsche, kurz: man sucht nach der Art der Lehre, die den Menschen restlos erfaßt, ihn zur letzten persönlichen Entscheidung drängt. Wir können nur beten, daß der Geist, der über alles Fleisch ausgegossen ist, auch jene suchenden Seelen am Ende in alle Wahrheit und Gerechtigkeit hineinführt. Andrerseits zeigen uns solche Auslassungen, welch große Arbeit noch vor uns liegt. (Lesen Sie L. u. B. 105: 38—41.)

★

„Jede Erscheinung auf Erden ist ein Gleichnis, und jedes Gleichnis ist ein offnes Tor, durch welches die Seele, wenn sie bereit ist, in das Innere der Welt zu gehen vermag, wo du und ich Tag und Nacht alle eines sind. Jedem Menschen tritt hier und dort in seinem Leben dies geöffnete Tor in den Weg, jeden fliegt irgend einmal der Gedanke an, daß alles Sichtbare ein Gleichnis sei, und daß hinter dem Gleichnis der Geist und das ewige Leben wohne. Wenige freilich gehen durch das Tor und geben den schönen Schein dahin für die geahnte Wirklichkeit des Innern.“ HESSE

Aus den Missionen

Um Sie schnellstens zu unterrichten, bringen wir die Versetzungen und Entlassungen schon in dieser Nummer.

OSTDEUTSCHE MISSION

William Poppitz von Weimar nach Rostock am 15. 7.
Rudolf Waechtler von Rostock nach Gotha am 15. 7.
Arno Niepraschk von Gotha nach Weimar am 15. 7.
Emil Suhrmann von Neubrandenburg nach Schwerin am 15. 7.
Johanna Suhrmann von Neubrandenburg nach Schwerin am 15. 7.
Herbert Groche am 15. 7. zuletzt in Gotha.
Alfred Müller am 1. 8. zuletzt in Gera.

WESTDEUTSCHE MISSION

Ehrenvoll entlassen:
Mit dem 1. Juni des Jahres sind folgende Missionare ehrenvoll nach treuerfüllter Mission entlassen worden: Ältester Karl Mücke, zuletzt in Hamburg; Ältester Rudolf Wobbe, zuletzt in Kassel; Ältester Johannes Kindt, zuletzt in Hamburg; Ältester Otto Berndt, zuletzt Distriktpräsident in Kassel; und Ältester Friedrich Biehl, zuletzt in Essen. Die ehrenvolle Entlassung von Johannes Kindt als Missionar läßt vorläufig seine Stellung als Distriktpräsident von Hamburg unberührt. Er wird die Geschäfte dieses Distrikts weiter leiten.

☆

Versetzungen:
Ältester Heinrich Hansen, bisher Präsident des Distriktes Nürnberg, ist nach dem Distrikt Kassel versetzt worden, wo er die Arbeit des Ältesten Otto Berndt übernimmt.

☆

Ernennungen:
An Stelle des Ältesten Heinrich Hansen ist im Nürnberger Distrikt der kürzlich aus der Gefangenschaft heimgekehrte Älteste Georg Strecker berufen worden.

☆

Berufung:
Schwester Marlene Recksiek aus der Gemeinde Bielefeld ist als literarische Mitarbeiterin in das Missionsbüro in Frankfurt a. M. berufen worden.

Präsident Sonne besucht die Westdeutsche Mission:
Nach dem erfolgreichen Abschluß seines Besuches durch die Tschechoslowakei reiste Präsident Sonne mit seiner Gattin und seinem Sekretär auf seinem Wege nach der Schweiz durch Süddeutschland. Präsident Walter Stover und Präsident Jean Wunderlich in Begleitung des Ältesten Calvin Clyde, trafen Präsident Sonne am 4. Juni an der tschechischen Grenze, wo sie sich auch kurz mit Präsident Toronto und seiner Familie unterhalten konnten, und geleiteten die Gäste durch Süddeutschland nach Basel und daran anschließend nach Genf, wo Besprechungen über Wohlfahrtsangelegenheiten

☆

stattfanden.

Am 25. Juni traf Präsident Sonnne mit seiner Gattin und seinem Sekretär sowie auch mit dem Ältesten Archibald F. Bennett, dem Generalsekretär der Genealogischen Vereinigung der Kirche, von Ostende kommend, in Frankfurt ein. Am folgenden Tage begaben sie sich in Begleitung von Präsident Wunderlich mit dem Flugzeug nach Berlin, wo sie an dem Freud-Echo der Ostdeutschen Mission, dessen glänzenden Verlauf wir an anderer Stelle schildern werden, teilnahmen.

☆

Am 28. Juni wieder auf dem Luftwege nach Frankfurt zurückgekehrt, begaben sich die Besucher am 29. Juni auf die Reise nach Kopenhagen. Am Abend des 29. Juni wurde in Hamburg eine von über 400 Mitgliedern besuchte Sonderversammlung abgehalten. Alle anwesenden Gäste sprachen zu den Mitgliedern und Freunden und erbauten sie durch zeitgemäße und vom Geiste getragene Belehrungen. Die Veranstaltung wurde durch Darbietungen des Hamburger Chores, über den die Besucher des Lobes voll waren, und auch durch Solodarbietungen bereichert. Am folgenden Morgen setzten die Besucher ihre Reise nach Dänemark und Schweden fort.

Herausgeber: Missions-Präsidenten Walter Stover, Scott Taggart, Jean Wunderlich - Schriftleiter: R. A. Noss, Frankfurt a. M.
Auflage 4000 - Der Stern erscheint monatlich - Abonn.-Preis: 6.— DM jährlich - Anschrift der Schriftleitung:
(16) Frankfurt a. M., Schaumainkai 41, Telefon 61120

Veröffentlicht unter Lizenz B 215 (Atharva-Verlag Frankfurt a. M.) der Militär-Regierung.
Druck: Döbler-Druck, Frankfurt am Main-R.